

Deutsche Rundschau

für

Geographie und Statistik.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben

von

Professor Dr. Friedrich Umlauf, Wien.

XII. Jahrgang.

Heft 9.

Juni 1890.

Die Bodenwiderstände als Hauptfactor im Gestaltungsproceß der Erdoberfläche.

Von Feldmarschall-Lieutenant August Reuber.

Bald ist es das „Relief der Erdoberfläche“, bald das „Antlitz der Erde“, bald die „Configuration des Erdbodens und des Meeresgrundes“, welchen Ausdrücken wir in der neuesten Zeit unter den wissenschaftlichen Abhandlungen begegnen.

Weil es sich aber in allen diesen Fällen um einen und denselben Gegenstand, nämlich um die Gestalten und Formen der Erdkruste handelt, auf welche des Menschen Blick stößt, wo immer und so oft er auch Umschau halten mag auf dem von ihm bewohnten Himmelskörper, weil diese Gestalten es sind, welche nach Form, Umfang und Höhe außerordentlich mannigfaltig den verschiedenen Gegenden der Erde auch eine ganz besondere eigenthümliche Physiognomie verleihen, sie sozusagen individualisiren, so sollte der allgemeinen Verständlichkeit wegen weder von Relief, noch von Antlitz, noch von der Configuration, sondern stets nur schlicht und schlechtweg von Erdoberfläche gestalten die Rede sein.

Es wäre aber die Auffassung viel zu enge, wollte sich die Betrachtung diesbezüglich auf diejenigen Theile der Erdkruste beschränken, welche, vom Meer nicht bedeckt, über dessen Spiegel aufragen; denn auch der Meeresgrund gehört zur Erdkruste und weist gerade wie der trockene Theil dieser letzteren die mannigfaltigsten Gestaltungen auf. Freilich sind sie dicht verschleiert und scheinbar unerforschlich, da der Blick nur an sehr wenigen Stellen und höchst selten durch die tiefen Wassermassen bis zum Meeresgrund zu dringen vermag. Aber mit Hilfe eines anderen Tasters, als das Auge es ist, der Lothleine nämlich, gelangt der Forscher zu Daten, die nach gewissen Gesetzen geordnet, wenn auch nicht getreue, so doch der Natur und Wirklichkeit sich nähernde Bilder des Meeresgrundes liefern können. Daß aber vor allem die Kenntniß jener Gesetze dazu gehört, um zu diesem möglichen, ja wahrscheinlichen Resultate zu gelangen, versteht sich wol von selbst.

Immerhin bleibt die Frage offen, wo man sich über diese Gesetze Rath erholen kann, welche Wissenschaft sich mit deren Erforschung und Entwicklung befaßt? — In dem vorliegenden Falle handelt es sich im vollsten Sinne des Wortes darum, aus Bekanntem auf Unbekanntes zu schließen, und da uns die Gestalten des trockenen Theiles der Erdkruste bekannt, d. h. der diesbezüglichen

Forſchung leicht zugänglich ſind, iſt anzunehmen, daß die Geſtaltungen des Meeresgrundes im weſentlichen nach denſelben Geſetzen angeordnet ſeien wie diejenigen des Feſtlandes.

Ob wir zu einer ſolchen Annahme berechtigt ſind? Gewiß, wenn es richtig iſt, was die Geologie uns lehrt, daß die Erde einſt ganz oder beinahe ganz vom Meere bedeckt geweſen war. Ob nun das Meer unter dem Einfluſſe der Rotation und anderer phyſikalisch-aſtronomiſcher Geſetze die rieſigen Becken, oder beſſer geſagt Hohlräume, die es gegenwärtig einnimmt, ſich auch ſelber ſchuf, oder ob Faltungen, Senkungen und Einſtürze der Erdkruste hierbei weſentlich mitwirkten: immer liegt die Annahme am nächſten, daß dieſe Hohlräume dort entſtanden ſind, wo der Grund und Boden den jeweiligen zerſtörenden Einflüſſen gegenüber am nachgiebigſten ſich erwies, d. h. dieſen einen geringeren oder den geringſten Widerſtand entgegenſetzte.

Nach und nach zog das Meer ſich in immer engere Grenzen zurück, und nur zu deutlich ſind jene Räume oder Becken der trockenen Erdkruste charakteriſirt, welche das Meer am längſten inne hatte. So rieſig groß ſind dieſe freilich nicht wie die vom Meere heute noch erfüllten Becken. Daß aber gerade die tieſten, d. h. die dem Meeresspiegel zunächſt liegenden dieſer trockenen Hohlräume, die das Meer erſt in der jüngſten geologiſchen Epoche verlaſſen hat, auch die umfangreichſten unter den trockenen ſind, macht wol den Schluß plauſibel, daß die Größe dieſer Hohlräume im Verhältnis ſteht zu ihrer längeren Meeresbedeckung, da inſolge einer ſolchen die zerſtörenden Einflüſſe des Meeres auf die Erdkruste, die es bedeckte, um ſo länger einwirkten. Die ſich allmählich verengernden Grenzen des Meeres verminderten zwar deſſen Herrſchaft in horizontalem Sinne; um aber dieſelbe oder nahezu dieſelbe Waſſermiſſe an Bergen, mußte es im verticalen Sinne, d. h. nach der Tiefe naturgemäß an Machtbereich gewinnen. Daß durch dieſe Veränderung, wenn ſie auch noch ſo allmählich vor ſich ging, die Gleichgewichtsverhältniſſe nicht nur der trockenen Theile an und für ſich, ſondern dem überwiegenden größeren Theil der flüſſigen Maſſen gegenüber weſentliche Störungen erleiden mußten, iſt einleuchtend. Damit änderten ſich aber auch die Bodenwiderstände. In weitem Umfange von einem gewaltigen ſeitlichen Druck befreit, wurden gewiſſe Theile der trockenen Geſteinsmaſſen labil und ſtrebten, das biſherige verlorene durch ein neues Gleichgewicht zu erzeuhen. Hierbei kamen die verſchiedenen Bodenwiderstände wieder zur Geltung, indem naturgemäß die beweglicheren und biegsameren dieſer Maſſen ſich an den ſtabileren und ſpröderen ſtauen mußten.

Der Seitenschub, dem wir in der jetzigen Entwicklungsphaſe der Geologie als Erklärungsgrund der „Runzelung“ der Erdoberfläche ſo häufig begegnen, iſt eine Folge des obenerwähnten geſtörten Gleichgewichtes, und wir finden es demnach ſachgemäß, daß dieſe Forſchungsrichtung die „mechaniſche“ genannt wird. Damit ſoll jedoch keineswegs geſagt ſein, daß dieſes geſtörte Gleichgewicht die alleinige Urſache des „Seitenschubes“ iſt. Auch wenn dieſer inſolge der Abnahme der Erdabplattung eingetreten ſein oder ſich fühlbar gemacht haben ſollte, wie man neueſtens annimmt, ſind es wieder und immer wieder die ungleichen Bodenwiderstände, welche biſher zur Runzelung führten und auch weiterhin führen werden. Sollte aber dieſer Art von Runzelungen eine andere vorangegangen ſein, diejenige nämlich, welche inſolge der allmählichen Erkaltung des urſprünglich feurig-flüſſigen Erdballs eintrat, ſo mußten auch bei dieſer die verſchiedene Cohäſion der erſtarrten Kruste, alſo ebenfaſſ die Bodenwiderstände den Ausſchlag gegeben haben, indem jene dort reißen mußte, wo ſie am dünnſten oder lockerſten war.

Durch diese Spalten des geringsten Bodenwiderstandes konnten dann, veranlaßt durch den Druck der auflastenden starren Bodenmasse, Theile des feuerflüssigen Innern hervorquellen und jene Runzeln bilden.

Vom ehemaligen „Sub“, d. h. der unablässigen, zeitweise aber kolossalen Reaction des feurigflüssigen Erdkernes gegen die erstarrte Erdkruste, infolge deren riesige Gebirgsmassen mit einem Schlag aus dem Erdinnern herauszufahren, ist man nach und nach abgekommen, und wenn auch jetzt noch so mancher Geologe an den sogenannten säculären Hebungen und Senkungen festhält, so wird er dieselben ihres auf gewisse Strecken beschränkten Auftretens wegen wol am besten dadurch zu erklären vermögen, daß er die Bodenwiderstände der Erdkruste dort, wo derartige Schwankungen vorkommen, für relativ geringer annimmt als anderswo.

Wie diese „plutonischen“ Aeußerungen, sind auch die häufigeren und von niemandem bezweifelte vulcanischen Erscheinungen an das Gesetz der Bodenwiderstände gebunden. Dabei ist jedoch der Umstand von großer Bedeutung, daß der Vulcanismus, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorherrschend und am mächtigsten längs der Meeresküsten sich äußert, wo die zerstörende Kraft des Meeres unausgesetzt thätig ist, um alle Schwäche der Erdkruste auszunutzen; aber nicht etwa in dem Sinne des äußerlichen Landverlustes allein, sondern auch um in die unterirdischen auf großen Bruchlinien durch verschiedene Ursachen entstandenen Hohlräume zu dringen und aus ihnen Herde der vehementesten chemischen Proceſſe zu machen. Die Erdbeben, mögen sie nun eine Folgeerscheinung vulcanischer Erregungen sein, wie man ehemals lehrte, oder diese nur eine notwendige Aeußerung jener sein, wie man jetzt annimmt — mögen sie durch riesige Einstürze im Innern der Erde verursacht werden, wie man einmal annahm, oder aber „einerseits durch den Kampf der zusammenziehenden Molecularkraft, welche die Wärmeausstrahlung des Erdkörpers im Laufe der Jahrmillionen erzeugt, mit den inneren Kräften des Gesteins, welche seine Festigkeit bedingen, und andererseits durch den Kampf der allgemeinen Schwere mit der hinwegschleudernden Centrifugalkraft,“ wie es gegenwärtig heißt, die Erdbeben sagen wir, zeigen uns auf das deutlichste die Gebiete der relativ geringeren und geringsten Bodenwiderstände, denn nicht nur das Loslösen der einstürzenden Massen etc., sondern auch das Versetzen gewisser Erdschichten in mehr oder weniger gewaltige Schwingungen, die nicht nur unmittelbar am Orte der Erregung fühlbar sind, sondern sich in einem gewissen Umfange nach der nahen und ferneren Umgebung fortpflanzen können, werden überhaupt nur dort sich äußern, wo die Bodencohäsion eine geringere, und dort am stärksten auftreten, wo sie am geringsten ist.

Was immer für einer Erdbildungstheorie wir uns daher auch zuwenden mögen, jede von ihnen fußt ihrem Wesen nach auf dem Princip der (verschiedenen) Bodenwiderstände, wenn auch die Allgemeingiltigkeit desselben bisher weder erkannt, noch festgestellt, daher auch nicht sachgemäß beleuchtet und erhärtet worden ist.

Noch haben wir jener Vorgänge nicht gedacht, die man unter dem Ausdruck Verwitterung und Erosion zusammenzufassen und zu kennzeichnen gewöhnt ist. Die Verwitterung wird durch physikalische Bedingungen veranlaßt und die sogenannten Atmosphärrillen sind es, welche dieselben vermitteln. Bedarf es außer dieser Andeutung noch weiterer langathmiger Auseinandersetzungen, um darzutun, daß dieser Proceß bezüglich seiner Schnelligkeit, seiner Stärke und seines Umfanges nächst der Intensität der einwirkenden Verwitterungskräfte von dem Widerstande des Bodens abhängig ist, und daß dieser je nach der Härte, dem

Gefüge und der Lagerung der Gesteine, aus denen die Erdrinde an ihrer Oberfläche besteht, ein außerordentlich verschiedener sein müsse?

Verschieden von der Verwitterung ist die Erosion; denn diese ist eine rein mechanische, jene aber eine zum Theil auch durch chemische Prozesse herbeigeführte Zerbröckelung und Abnagung der Erdkrustenbestandtheile. Beide stehen jedoch in der innigsten Wechselbeziehung. Nicht nur befördern alle erosiven Kräfte die Verwitterung, sondern die Producte dieser letzteren werden von jenen vom Orte ihrer Entstehung fort nach anderen, oft weit entlegenen Stätten transportirt und dort aufgespeichert. Diese Aufspeicherung oder Ablagerung wird jedoch wieder durch Bodenwiderstände bestimmt, welche die Schnelligkeit und die Tragfähigkeit der erosiven Kräfte beeinflussen, so daß die Verwitterungs- und Erosionsproducte dort zu Boden fallen und massenhaft angehäuft werden, wo die Schnelligkeit und Tragfähigkeit wesentlich verringert wurden oder abgenommen haben.

Die charakteristischen Züge einer Gegend beruhen aber nicht auf den Umrissen derselben im verticalen Sinne allein, sondern auch auf ihrer horizontalen Gliederung, sowie auf der gegenseitigen Anordnung ihrer Theile, d. h. auf der Art, wie und was in einer gewissen Reihe aufeinanderfolgt und nebeneinander liegt. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, treten die Gestaltungen der Erdrinde und die mannigfaltigen Bodenformen in einer unverkennbaren gesetzmäßigen Wechselbeziehung auf, die jedoch bisher nur zum geringsten Theile erkannt und beachtet wurde. Vor allem handelt es sich hier um das richtige Erkennen der Thatfachen, weil ohne dieses das Erfassen der dabei herrschenden Gesetzmäßigkeit unmöglich wird. Diese Gesetzmäßigkeit ist es aber, welche wieder, und zwar auf das bestimmteste die Verschiedenheit der Bodenwiderstände zum Ausdruck bringt. Aus ihr schöpft man die endgiltige Ueberzeugung, daß die Gestalt und die Formen der Erdkruste ein von den Bodenwiderständen Bedingtes sind, diese daher als das Bedingende, als das Grundprincip angesehen werden müssen, nach welchem der Gestaltungsproceß der Erdrinde bisher allmählich verlief, jetzt noch verläuft und unzweifelhaft auch in der Zukunft verlaufen wird. Nach dem jetzigen Stande der Wissenschaften könnte jedoch keine als diejenige bezeichnet werden, welche sich mit der Ergründung und Beleuchtung dieser Gesetzmäßigkeit befaßt.

Vor allem sind es Geographen und Geologen, welche sich mit der Erforschung der Erde beschäftigen. Doch gehen die Geographen dabei ihre altgewohnten Wege: sie berichten und sammeln, und gewiß kann es ihnen nur zur Ehre gereichen, wenn man findet, welche Schätze von allgemeinen Thatfachen sie im Laufe der Jahrhunderte aufgestapelt haben. Diejenigen Untersuchungen aber, welche Peschel in seinem Werke „Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde“ als solche angedeutet hat, die zum Ausbau der Geographie zur Wissenschaft von entscheidender Wichtigkeit sind, werden von ihnen bei Seite geschoben.

Vielleicht noch bewunderungswürdiger sind diesbezüglich die Leistungen der Geologen, da diese verhältnismäßig erst seit sehr kurzer Zeit zur Wirksamkeit berufen worden sind. Während aber die Geographen wenigstens eine, und zwar unbestreitbar die wichtigste Wechselbeziehung erkannten und emsig pflegten, diejenige nämlich, welche zwischen dem Leben und Treiben des Menschen und den physikalisch-geographischen Bedingungen der Erde besteht, und dadurch die bedeutungsvolle Abhängigkeit der Geographie und der Culturgeschichte der Menschheit feststellten, sehen wir die Geologen mit Erd-

bildungstheorien beschäftigt, von denen in ziemlich rascher Folge eine die andere verdrängte, wenn auch jede von ihnen, trotz ihrer jetzt als Ungeheuerlichkeiten erkannten Annahmen, eine längere Zeit hindurch geologisches Glaubensbekenntnis war.

Ohne behaupten zu wollen, daß weder die Geographen noch die Geologen im Stande seien, die Gesetzmäßigkeit zu erkennen und die Gesetze festzustellen, nach welchen die Volls- und Hohlräume im allgemeinen, dann aber auch alle Bodengestalten und Bodenformen insbesondere angeordnet sind, ist es doch eine unwiderlegliche Thatsache, daß sie es wenigstens bisher nicht vermocht haben.

Und doch wären beide, besonders die Geologen, hierzu berufen, da ja sie es sind, die sich speciell und mit Vernachlässigung sehr naheliegender praktischer Ziele mit den Gesetzen beschäftigen, die beim Aufbau der Erde an ihrer Oberfläche zum Ausdruck gelangten, nach denen die Erde im Laufe der Zeiten geworden ist. Die Stadien dieses Werde- oder Entstehungsprocesses scheinen zwar vorläufig ihrem Wesen und ihrer Aufeinanderfolge nach festgestellt zu sein; was aber ein jedes dieser Stadien zur Ausprägung der gegenwärtigen Physiognomie der Erde beitrug, warum sich diese so und nicht anders ausprägen mußte, darüber erfahren wir — nichts. Ohne viel Umschweife soll es ausgesprochen werden, daß der Grund der Einseitigkeit, in welcher die Geographen und Geologen verharren, im Mangel an topographischer Einsicht zu suchen ist. An dieser Einsicht fehlt es jedoch überhaupt, weshalb man sich darüber nicht zu verwundern braucht, daß es auch den Geologen und Geographen daran gebreche.

Den Werth, ja die Wichtigkeit einer gediegenen topographischen Grundlage für ihre Detailforschungen haben die Geologen, wenigstens die unserigen, von jeher erkannt, indem sie die jeweilig besten topographischen Karten zur Einzeichnung ihrer an Ort und Stelle gemachten Erhebungen benutzten; deshalb aber sind sie noch keine Topographen, und das sollten sie sein, um ihrem Berufe im vollen Sinne des Wortes zu genügen. Daß eine innige Beziehung zwischen der Topographie und der Geologie bestehe, hat man schon frühzeitig zugestanden; denn kaum war der Name Geologie für den neuen Wissenszweig erunden, wurde auf der anderen Seite die Forderung erhoben, daß der Topograph tüchtige geologische Kenntnisse besitzen müsse, wenn er den Charakter der Erdoberfläche aufzufassen und im Kartenbilde naturgetreu wiederzugeben fähig sein soll. Doch nicht diese Forderung, sondern gerade ihr Gegentheil ist richtig; der Topograph muß freien, unbefangenen Blickes in die Gegend treten, die er porträtiren soll. Er hat ohne irgend eine vorgefaßte Meinung nur einer, und zwar der wesentlichen Bedingung zu entsprechen: Alles, was er an der Oberfläche sieht, mag es von der Natur geschaffen oder aus der Menschenhand hervorgegangen sein, durch die Zeichnung getreu wiederzugeben. Ob es zu der jeweilig herrschenden geologischen Theorie paßt oder nicht, ob eine bestimmte Form dieser oder jener Gesteinsart aufgeprägt ist, muß ihm vollkommen gleichgiltig sein. Er hat das Naturbild zu geben, wie es an und für sich ist, niemals darf er sich erlauben, ihm einem Lehrsatze zuliebe irgend einen Zug aufzuzwingen; die Natur duldet keinen solchen Zwang, wird vielmehr durch ihn zur Unnatur. Kommen in der naturgetreuen topographischen Darstellung scheinbare Anomalien vor, so ist es Sache des Geologen, hiesür den Causalnexus zu suchen und aufzudecken. Damit ihm aber dies gelinge, muß er Topograph in der höchsten und schönsten Bedeutung dieses Wortes sein, d. h. er muß vermögen, zum vollen Verständniß jeder Dertlichkeit zu gelangen.

An welchen Schulen aber wird die Topographie in diesem Sinne gelehrt? Höchst sonderbar, leider aber nur zu wahr ist es, daß Topographie überhaupt,

und zwar unter dem Titel „Terrainlehre“ nur an militärischen Schulen, da aber auch an allen, selbst an den elementarsten gelehrt wird! Dies ist aber nicht etwa bei uns in Oesterreich allein der Fall, allerwärts begegnet man dieser Sonderbarkeit. Woher aber diese überraschende Exklusivität? Wol nur aus mangelnder Einsicht in die Wichtigkeit dieses Gegenstandes dort, wo er eben nicht gelehrt wird. Daß das Militär den Erdboden zwar in einer allgemein giltigen Weise zur Darstellung bringt, aber nicht von einem allgemeinen wissenschaftlichen Standpunkte, sondern nach seinen speciellen Bedürfnissen beurtheilt, das wird ihm wol kein Einsichtsvoller zum Vorwurf machen können. Daß aber dieser für viele und weite, außerhalb des Militärstandes liegende Berufssphären, deren Operate vom Boden und seiner Gestaltung ebenso abhängig sind wie diejenigen des Soldaten, höchst wichtige Gegenstand nicht an den betreffenden Hochschulen gelehrt wird, weist auf einen schreienden Mangel hin, der die oberwähnte einseitige Auffassung zur natürlichen Folge hat und auch hinreichend erklärt.

Doch glaube man ja nicht, daß die Topographie, so wie sie an den Militärschulen gelehrt wird, musterartig auch für die anderen Hochschulen sei. Topographie als die Lehre von der Ergründung des Wesens jeder Vertlichkeit der Erde zu den verschiedensten menschlichen Zwecken ist kaum noch dem Namen nach bekannt und als selbständige Wissenschaft noch nirgends zu dem ihr gebührenden Ansehen emporgehoben worden.

Versuche wurden diesbezüglich zwar schon gemacht, und als der rühmlichste darunter muß „Stressleur's allgemeine Terrainlehre“ bezeichnet werden. Aber weder dieser Titel noch der Inhalt des Werkes, das ihn führt, entsprechen vollständig der Logik der Thatfachen. Indessen muß anerkannt werden, daß damit Bausteine der kostbarsten Art geliefert worden sind. Zum Aufbau der neuen Wissenschaft aber genügen sie keineswegs; es muß nicht nur das Baumaterial vermehrt, sondern auch ein vollständig neuer Bauplan entworfen werden, soll das vollendete Gebäude seinem Zwecke genügen. Erst dann kann die Einseitigkeit, von der oben die Rede war, schwinden, und Geographen, sowie Geologen werden dann zu der vollen und unerschütterlichen Ueberzeugung gelangen, daß die Gestalten und Formen der Erdoberfläche das Product der verschiedenartigsten Widerstände sind, welche der Boden den herrschenden Zerstörungskräften entgegenzusetzen vermochte und vermag.

Die Zustände im deutschen Schutzgebiete von Ostafrika, deren Ursache und Wirkungen.

Von August Boshart, Capitän z. Disposition.

Es ist wol in allen Gauen Deutschlands zur Genüge bekannt, welche unerquickliche Zustände sich im deutschen Schutzgebiete von Ostafrika herausgebildet haben, und es drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: Welches sind die Ursachen der feindlichen Stimmung gegen die Deutschen, was hat den Aufstand hervorgerufen? Während eines zehnmonatlichen Aufenthaltes in Sansibar und an der Küste habe ich mich redlich bemüht, diese Ursachen zu erforschen; ich habe zu dem Zwecke in allen Schichten der Bevölkerung die genauesten und gewissenhaftesten Erkundigungen eingezoget, und will es versuchen, dem Leser in den nachfolgenden Zeilen ein möglichst unparteiisches und wahrheitsgetreues Bild der derzeitigen, bedauerlichen Verhältnisse wiederzugeben.

Alle: Deutsche, Engländer, Franzosen und Portugiesen, Officiere, Beamte und Kaufleute, Weiße, Araber und Neger, Geistliche und Weltliche, Alle sind darüber einig, daß die heillohen Wirren, welche hier entstanden sind, in erster Linie dem Gebaren der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft zur Last fallen. Vollständige Unkenntnis der Sachlage, verfehlte Speculationen, rücksichtslose Außerachtlassung bestehender Sitten und Gebräuche, bestialische Behandlung der Eingeborenen — nicht in vereinzeltten Fällen, sondern sehr häufig — haben im Lande eine Erbitterung hervorgerufen, die sich nothwendigerweise einmal Luft verschaffen mußte. Daß unsere englischen Freunde keine Gelegenheit vorübergehen ließen, das heimlich glimmende Feuer zu schüren, ist ebenso gewiß wie die Thatsache, daß der Strohmann, welcher seinerzeit von den Engländern zum Sultan von Sansibar aufgebauscht wurde, vollkommen machtlos ist. Eine tiefe Gährung war längst vorhanden; es bedurfte nur des Signales zum Ausbruche des Aufstandes, und das war mit der Uebernahme des Zolles durch die Beamten der ostafrikanischen Gesellschaft gegeben; die vielerörterte Hissung des exotischen Lappens, den die Gesellschaft ihre Flagge nennt, gab den willkommenen Anlaß, dem Mißmuth und der Rachsucht gegen die fremden Eindringlinge die Zügel schießen zu lassen. Wenn auch von den Beamten der Gesellschaft bei Ausführung der von Berlin gekommenen Befehle hätte schonender verfahren werden können, als es vielfach geschehen ist, und dieselben aus dem Grunde nicht von jeder Schuld freizusprechen sind, so fällt doch die Hauptschuld auf die damaligen Leiter der Gesellschaft in Berlin zurück, denen absolut jedes Verständniß für die Verhältnisse im Lande fehlte, die sich aber nichtsdestoweniger vermaßen, ein Land regieren zu wollen, in dem sie nicht die geringste Macht besaßen; die Verordnungen erließen, die sie unmöglich durchführen konnten; die zur Ausführung ihrer Anordnungen Leute entsandten, die den Dingen ebenfalls nicht gewachsen waren und ihre Unfähigkeit durch Rohheit zu verdecken suchten. Wie gesagt, die Uebernahme der Zollverwaltung durch die Deutschen und die damit verbundene Flaggenhissung waren nur das Signal zum Ausbruche des Aufstandes, der längst beschloßen und vorbereitet war.

Die Ursachen der Bewegung, welche anfänglich nur gegen die afrikanische Gesellschaft gerichtet war und sich erst im Laufe der Kriegsereignisse auf das Deutschthum überhaupt ausdehnte, liegen tiefer; dabei waren aber weder religiöser Fanatismus, noch die projectirte Aufhebung der Sklaverei als mitwirkende Ursachen zu betrachten, wie man in Berlin gern glauben machen möchte; es handelte sich lediglich darum, das Joch fremder Quälgeister abzuschütteln, die es in unglaublich kurzer Frist verstanden hatten, sich durch ihr brütendes Auftreten selbst bei einer friedfertigen und ungemein duldsamen Bevölkerung, wie die Küstenbewohner der deutsch-ostafrikanischen Besitzung, unbeliebt und unmöglich zu machen.

Würde es sich um Vertreibung der Christen gehandelt haben, so würden gewiß die Missionen in erster Linie daran gekommen sein; so aber sind es gerade diese, gleichviel, ob es protestantische oder katholische sind, welche von Aufständischen respectirt worden waren. Als nächstes Beispiel liegt uns wol die Mission von Bagamoyo vor; diese ist inmitten des Insurrectionsgebietes gelegen, war bis zum Sturm auf Buschiri's Lager stets von aufständischen Horden umschwärmt, die aber mit peinlicher Sorgfalt vermieden, auch nur einen zur Mission gehörigen Halm zu beschädigen; Buschiri selbst verkehrte freundschaftlich mit den Patres, die bei der ganzen Bevölkerung in hohem Ansehen und großer Achtung stehen. Die Filialen dieser Mission im Innern des Landes sind gleich-



Am Ufer des Makalaka-Flusses.
(Aus Dr. G. Folin's: „Von der Capstadt ins Land der Maschutu (umbe).“)

falls von allen Belästigungen verschont geblieben, obwohl es ein Leichtes gewesen wäre, dieselben aufzuheben, da sie sich ohne jeglichen Schutz befanden. In Tabora — einem Hauptstützpunkte des Araberthums — ist die Mission noch heute thätig, und so viel in Sansibar bekannt, erfreut sich auch die algerische Mission in Karéma des besten Wohlseins. Die englischen Berichte aus dem Nyassa- und Zambesigebeite lauten übereinstimmend günstig über den Stand der dortigen Missionen. Das alles sind doch wahrlich keine Beweise für den Christenhaß, welcher der hiesigen Bevölkerung zugeschrieben wird, hauptsächlich von Leuten, welche ein wohlberechnetes Interesse daran haben, den wahren Sach-



RIEWEL, X. A.

Heuschreckenschwärme von Steppenbrutschwalben verfolgt.

(Aus Dr. E. Golub: „Von der Capstadt ins Land der Maschukulumbé“.)

verhalt zu vertuschen. Nirgends in der Welt ist der Mohammedaner duldsamer, als gerade in unserem ostafrikanischen Schutzgebiete. Der Angriff auf die Station der bayerischen Benedictiner in Fugu würde wahrscheinlich auch gar nicht stattgefunden haben, wenn man ihn nicht dadurch geradezu provocirt hätte, daß man fast sämtliche, durch das deutsche Blockadegeschwader befreiten Sklaven dortselbst unterbrachte; die Versuchung war doch zu groß, und die Gelegenheit, den deutschen Schlaumeiern ein Schnippchen zu schlagen, zu schön, um sie ungenützt vorübergehen zu lassen. Uebrigens wurden auch die Gefangenen von Fugu — die Oberin und die beiden Brüder — von Buschiri auf das Zuberkommendste behandelt; sie wurden — nach ihrer eigenen Aussage — vortrefflich verpflegt, und niemand durfte es wagen, sie auch nur mit einem Worte zu beleidigen.

Buschiri erkundigte sich selbst täglich nach deren Befinden und sorgte dafür, daß sie an nichts Mangel litten; es wurde ihnen sogar erlaubt, des Sonntags — selbstverständlich unter geeigneter Bedeckung — zum Gottesdienste nach Bagamoyo zu gehen und dort den ganzen Tag zu verweilen; wie ihnen auch gestattet war, sich von der Mission Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse zu verschaffen. Als die Leute aus der Gefangenschaft zurückkehrten, sahen sie alle sehr wohl und gut genährt aus. Wie man sieht, keine Spur von Christenheze!

Und nun, zur Abschaffung der Sklaverei, an deren Verwirklichung — nebenbei gesagt — in Sansibar niemand glaubt; die Araber sind ichlau genug, um solche Dinge nicht im Ernste zu nehmen. Die Engländer suchen seit circa 20 Jahren den Sklavenhandel an der afrikanischen Ostküste zu hintertreiben; es gelingt ihnen auch — dank einer muckerischen Gesellschaft, welche für jeden befreiten Sklaven eine hohe Prämie zahlt — hie und da eines Sklavenschiffes habhaft zu werden. Die auf diese Weise befreiten Sklaven werden aber nicht etwa wirklich freigelassen, wie man folgerichtig denkt, sondern sie werden nach einer der englischen Colonien gebracht, wo sie durch mehrere Jahre die Kosten ihrer Befreiung durch harte Arbeit abverdienen müssen. Nach Ablauf der vorgeschriebenen Dienstzeit steht es dann jedem Einzelnen frei, ob er gegen billiges Entgelt in englischen Diensten bleiben will, oder ob er vorzieht, nach seiner Heimat zurückzuschwimmen. Niemand hat Anspruch auf Rückbeförderung. So kommt das Inselreich in seinen Colonien zu billigen Arbeitern und treibt Philanthropie zugleich; es verbindet auch hier das Angenehme mit dem Nützlichen, und bewährt den Weltruf des praktischen Engländer's. Diese Jagd der englischen Kriegsschiffe nach Sklavendhows hat aber im Großen und Ganzen dem einträglichen Handel der Araber weiter keinen Eintrag gethan, denn das lucrativste Geschäft in Sansibar ist heute noch mit Menschenfleisch zu machen. Der Araber wußte recht gut, daß die Blockade nicht ewig währen würde; während ihrer Dauer war in dieser Art Handel allerdings eine theilweise Stockung eingetreten; ganz aufgehoben war er auch damals nicht. Bei der Strenge, mit welcher das deutsche Blockadegeschwader den Dienst handhabte, war es nicht rathsam, den Versuch zu wagen, die Blockade mit einer Sklavendhow zu durchbrechen; die Waare wurde deshalb nicht mehr drei Mann hoch in diesen Fahrzeugen verpackt, sondern man brachte sie einzeln auf den Markt, indem man fünf bis sechs Mann in Fischerbooten, und selbst in Canoes, mit Auslegern versehen, über den Canal führte. Wenn in einem solch kleinen Ding einige Mann saßen, dann war es sehr schwer, ihnen an der Nase abzusehen, ob sie Sklaven waren oder Freie; dies zu unterscheiden, wurde um so schwieriger, als man von den Leuten selbst darüber in der Regel keine Auskunft erhielt, weil sie lieber bei einem vielgeschmähten Araber dienen, als in den christlichen Missionen; sie sind meist mit ihrer eigenen Religion so sehr zufrieden, daß sie kein Verlangen nach den Segnungen des Christenthums verspüren. Heute, wo die Blockade ihr Ende erreicht hat, ist der Sklavenhandel wieder flott im Gange. Wenn man am Niedergang des Preises auf Ueberfluß an Waare schließen darf, so ist das bezüglich der Sklaven heute in Sansibar der Fall, denn sie sind gegenwärtig billiger, als seit langer Zeit. Sollten die Deutschen Mittel finden, den Sklavenhandel an ihrer Küste auf ein Minimum zu beschränken, so wird er sich eben weiter nördlich und südlich ziehen, wo sich wol ein Abzugsgebiet wird finden lassen. Die portugiesischen Plätze dürften sich dazu besonders eignen, denn die portugiesische Regierung treibt selbst noch verblühten Sklavenhandel. Ich selbst war vor fünf Jahren Zeuge, wie in Banana an der Congomündung

auf dem portugiesischen Postdampfer „St. Thomé“ 35 Sklaven verladen wurden, mit eisernen Ringen um den Hals und einer Blechtafel mit Nummer daran; dieselben waren von dem bekannten und berichtigten Sklavenjäger Rosa, der in M'Boma residirte, geliefert und für die portugiesischen Pflanzungen auf St. Thomé und Principe bestimmt, wo sie auch richtig abgesetzt wurden. Für jeden Kopf, der dort eingeführt wird, ist ein Zoll zu entrichten, und diese Einnahmen bilden einen Theil des Gehaltes des dortigen portugiesischen Gouverneurs. Wenn das noch vor fünf Jahren in Westafrika geschehen konnte unter dem glorreichen Banner der Portugiesen, um wie viel mehr sollte das nicht im Osten der Fall sein, wo dieser Handel noch kräftige Sprossen treibt? Was nützt uns überhaupt die Beeinträchtigung des Handels an der Küste, so lange in Sansibar selbst auf öffentlichen Plätzen täglich Sklaven feilgeboten werden? Ist das nicht die reinste Ironie? Was hilft uns die Befreiung der Sklaven von ihrem vermeintlichen schrecklichen Schicksal, wenn sie nach erlangter Freiheit von selbst wieder in die Sklaverei zurückkehren? So lange die Leute auf so niedriger Culturstufe stehen, haben wir sicherlich nicht nöthig, eine Lanze für sie einzulegen. Da muß erst durch Erziehung Generationen hindurch gewirkt werden, und ganz andere Culturzustände müssen geschaffen sein, ehe wir hierin etwas erreichen können; da müssen wir uns vor allem militärisch und handelspolitisch dauernd festgesetzt haben; wenn dies wirklich und in Wahrheit geschehen sein wird, dann wird vielleicht nach Jahrzehnten der deutsche Schulmeister hier eine dankbare Aufgabe finden; jetzt wäre er entschieden noch verfrüht; das Feld muß vorläufig den Missionären überlassen bleiben. Nach Generationen wird vielleicht der Zeitpunkt gekommen sein, wo man langsam an die Emancipirung der Schwarzen gehen kann, wenn sie selbst das Bedürfnis nach Aenderung, nach Selbständigkeit fühlen werden. Jetzt sind es nur Phantome, denen wir nachjagen, und die wir nicht erreichen können. Trotz Polizeimaßregeln, Ausnahmsgesetzen und Belagerungszustand ist es in Berlin nicht einmal gelungen, auch nur den „blauen Montag“ gründlich abzuschaffen, und wir wollen uns vermaßen, in Afrika, das denn doch noch etwas größer ist als die Reichshauptstadt, die Sklaverei aufzuheben, eine nothwendige und im afrikanischen Staatswesen seit Jahrtausenden berechnigte Institution.

Dies vorausgeschickt, will ich versuchen, die wahren Ursachen des Aufstandes klarzulegen. Der Herr Reichskanzler, Fürst Bismarck, hat sich durch seine feinnasigen Diplomaten, die in der Ferne — am Nyassa, bei den Stanley-Falls, bei Tippu-Tip und dem Mahdi — suchen, was sie viel näher haben können, selbst zu der Wahnvorstellung verleiten lassen, daß es sich hier um zwei Gegenätze handle — Islam und Christentum. Wir haben nicht nöthig, zweihundert Meilen ins Innere des Landes zu gehen, um dort nach den Ursachen des Aufstandes an der Küste zu suchen; weder religiöser Fanatismus von Seite der Araber, noch die beabsichtigte Aufhebung der Sklaverei tragen die Schuld daran, sondern unser eigener Mangel an Sachkenntnis, die selbst begangenen Fehler und Unvorsichtigkeiten. Die erste und wichtigste Ursache der Bewegung ist und bleibt der dem Sultan wider seinen Willen aufgedrungene Vertrag der Zollverpachtung an die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft. Wenn Graf Herbert Bismarck während der vorjährigen Reichstagsession in der Commission die Mittheilung machen konnte, daß der Sultan den Vertrag aus eigener, freier Entschließung eingegangen sei, so beweist das nur, daß das auswärtige Amt durch seine Organe sehr mangelhaft berichtet ist. Der Sultan ist zur Abschließung des Vertrages gedrängt worden; nicht nur durch den deutschen,

sondern auf dessen dringende Veranlassung auch durch den englischen Generalconsul, und unter Androhung von Gewaltmaßregeln. Der Sultan ist an die Unterzeichnung dieses Vertrages ungefähr mit derselben Bereitwilligkeit und mit derselben Freiheit des Willens herangegangen, mit welcher in Deutschland der König von Hannover auf seinen Thron verzichtet hat. Bei den diesbezüglichen Verhandlungen, sowie bei Unterzeichnung des famosen Vertrages verfiel der deutsche Generalconsul, Dr. Michahelles, in den unverzeihlichen Fehler, nicht als Vertreter des Deutschen Reiches, sondern als Bevollmächtigter der ostafrikanischen Gesellschaft zu handeln; hierin zu unterscheiden, das ging über den Horizont des Sultans, der — fern von politischen Känken und Untrieben — den größten Theil seines Lebens im Gefängnis zugebracht hatte. Als er später über die Sachlage aufgeklärt wurde, reute ihn seine Unterschrift umsomehr, und er versuchte, den Vertrag rückgängig zu machen. Wer mit unbefangenen Blick die Vorgänge seit dem Beginn der ersten Unruhen verfolgt hat, der wird längst zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß der Sultan selbst der eigentliche Anstifter des Aufstandes war, indem er mit orientalischer Kurzsichtigkeit und Unwissenheit, unter Verkennung der deutschen Machtmittel, des zähen deutschen Volkscharakters und gestützt auf seine englischen Freunde hoffte, durch kleinliche Mörgeleien und Chikanen der Gesellschaft das Geschäft zu verleiden, und auf diese Weise sich den unliebhamen Vertrag wieder vom Halse zu schaffen.

Willige Förderer seiner Pläne fand er in den Walis der Küstenplätze, die als unmittelbaren Vorgesetzten einen Beamten der Gesellschaft anerkennen sollten, nachdem sie bisher selbst kleine Sultane gespielt und trotz aller Naivetät, die man ihnen zuschreiben mag, recht wohl einjahren, daß damit der Anfang vom Ende für sie gekommen war. Es ist nicht alles schlecht, was die Engländer machen, sie sind uns an Erfahrung weit voraus, und wir könnten manches Ersprießliche von ihnen erlernen, wenn man sich eben nicht einbildete, selbst die Weisheit mit Pfaffen geessen zu haben. Man mußte die Sultansflagge ruhig auf den Häusern der Walis wehen lassen; man mußte diese Letzteren für sich zu gewinnen suchen dadurch, daß man ihre Gehalte aufbesserte, und sie unbeschränkt in ihrer bisherigen Machtvollkommenheit weiter wirken ließ. Es ist gewiß, daß in der arabischen Verwaltung viel Schlenkrian herrscht und daß der Bakisch eine nicht unbedeutende Rolle spielt; das können wir aber ebenso wenig mit einem Schläge aus der Welt schaffen wie die Sklaverei, umsoweniger, als es auch noch Weisze genug giebt, die den Trinkgeldern gar nicht so abhold gegenüberstehen, wenn sie für sie selbst bestimmt sind, in bedeutender Höhe und anständiger Form gereicht werden.

Ein weiteres, nicht zu unterschätzendes Contingent der Unzufriedenen bildeten die Indier, welche bisher den Zoll in Pacht hatten und dabei ein glänzendes Geschäft machten, das die Habgier der ostafrikanischen Gesellschaft erregte. Diese englischen Unterthanen, im Verein mit ihren zahlreichen, durch das Verfahren der ostafrikanischen Gesellschaft brotlos gewordenen Beamten sind an den Vorkommnissen im deutschen Schutzgebiete durchaus nicht so unschuldig, als die englische Regierung das gern glauben machen möchte; wenn diese Leute sich an den Kämpfen nicht activ theilhaftig haben, so hat das seine guten Gründe; aber der Aufstand ist durch sie heimlich und wenigstens am Anfang mit bedeutenden Geldmitteln unterstützt worden.

Dazu kommen dann noch die unsinnigen Verordnungen und Steuern, welche die ostafrikanische Gesellschaft — um sich zu bereichern — einzuführen gedachte, die in einem europäischen Culturstaate ganz angezeigt sein mögen,

aber nicht für die derzeitigen Zustände in Ostafrika passend sind. So sollte ein Grundbuch angelegt werden; jeder Grundbesitzer sollte bei Strafe des Verlustes seines Eigenthumes aufgefordert werden, innerhalb sechs Monaten sein Besitzthum eintragen und reguliren zu lassen, und dafür die ausgemessene Steuer bezahlen. Die kleinen Häuptlinge, welche der Sultan gänzlich steuerfrei gelassen hatte, wurden von der Gesellschaft mit Abgaben belästigt; auch eine Kopfsteuer wurde in Aussicht genommen, obwol die Eingeborenen täglich nur 2 bis 3 Pesas für sich verausgaben. Für jede Cocosnußpalme sollte 1 Rupie Steuer bezahlt werden, trotzdem ein solcher Baum im besten Falle nur 2½ Rupien einträgt; letztere Verordnung sollte allerdings erst nach einigen Jahren in Kraft treten. Proteste der Eingeborenen sind mit Gewaltthaten beantwortet worden, und bei den geringfügigsten Dingen hat der Revolver seine Rolle spielen müssen. Hätte die Gesellschaft über Geldmittel verfügt, wie die Engländer, und hätte man Eigenthum, Sitten und Traditionen geachtet, wie diese, so wäre es ein Leichtes gewesen, sich an der Küste festzusetzen; statt dessen aber hatte man sich die Bevölkerung durch falsche Behandlung und Ungerechtigkeiten aller Art längst abgeneigt gemacht, so daß es nur des äußeren Anlasses bedurfte zum Ausbruch der Unruhen. Das sind die wahren Ursachen des Aufstandes. Meine Ausführungen erhalten ihre Bestätigung durch die Berichte des Herrn Reichscommissärs Major Wisßmann, der darin behauptet, daß ungefähr 20 Kilometer von der Küste nichts von der feindlichen Bewegung zu verspüren sei.

An dieser Stelle möchte ich an Herrn Dr. Peters' eigenste Worte erinnern, die er einst gesprochen, die von der jungen Gesellschaft vielverheißend klangen, sich aber leider nur zu bald als eitles Phrasenwerk enthüllten. „Wenn ein Wolf Raubbau treibt und nur auf Gewinn ausgeht, so wird dieser Besitz zum Fluch; aber wenn es in ordnungsmäßiger Weise wirthschaftet, so wird ihm ein solcher Besitz zum Segen.“ Die ostafrikanische Gesellschaft hat — uneingedenk dieser Mahnung ihres heroischen Führers — Zeit ihres Bestehens nur ein Raubsystem walten lassen, und die prophetischen Worte sind frühzeitig in Erfüllung gegangen: der Besitz ist ihr zum Fluch geworden! Es hat der Gesellschaft an Energie und Ausdauer gefehlt; statt an einem vernünftigen Programm unerjütterlich festzuhalten, hat man sich mit Projectenmacherei befaßt, ist von einem Ding auf das andere übergesprungen, und hat dabei nirgends etwas erreicht. Man hat z. B. Stationen angelegt und wollte dort Plantagenbau betreiben; da aber die ersten Versuche mißlungen sind, hat man die Sache schleunigst wieder aufgesteckt, oder man hat vielmehr — wie die ostafrikanische Gesellschaft behauptet, was aber ganz dasselbe bedeuten will — die sogenannten Stationen an zuverlässige Araber verpachtet. Es waren eine ganze Menge landwirthschaftlicher Maschinen und Geräte beschafft worden, die zum größten Theile niemals in Verwendung kamen und heute verrostet und unbrauchbar die Miethsmagazine von Sansibar füllen. Man hat es mit dem Handel versucht, hat sich — wahrscheinlich gegen Antheilscheine — alle alten Ladenhüter und unnützen Tand aufhängen lassen, womit man selbstverständlich den alten, soliden Häusern in Sansibar keine Concurrenz machen konnte, und so schaute auch dabei kein Gewinn heraus. Selbst Bahnbauprojecte haben den Vorständen in Berlin die Köpfe verdreht; so hat im Frühjahr 1887 im Bureau am Belle-Alliance-Platz eine Broschüre aufgelegt, die sich über ein Bahnproject von Dar es-Salam nach Ferhari verbreitete: es war darin ein Heller und Pfennig ausgerechnet, schwarz auf weiß zu lesen, was der Bau kostet, welche Summen auf Erhaltung, auf Personal und Material zu verwenden seien 2c.,

und was noch staunenswerther erschien, man wußte damals auch schon ganz genau, wie hoch sich die Einkünfte dieser rentablen Bahn belaufen würden. Schade, daß auch daraus nichts geworden ist! Schließlich ist man auf den schlauen Gedanken verfallen, daß es doch mühseliger und profitabler sei, dem Sultan den Zoll abzupachten; man konnte dabei gemüthlich an der Küste herumbummeln, brauchte sich nicht um das Innere des Landes zu bekümmern und konnte ruhig abwarten, bis die gebratenen Tauben von selbst geflogen kämen. Daß man bei solchen Manipulationen auf keinen grünen Zweig kam, war sicherlich nichts Wunderbares.

Es wäre gar nicht so schwer gewesen, das Richtige zu finden; man durfte das Bestehende nur erhalten, respective das begonnene Werk weiterführen. Klar und deutlich hat seinerzeit der König der Belgier den Weg vorgezeichnet, der zum Herzen Afrikas führt — die Freihaltung der großen Karawanenstraßen, die nach dem Revier der großen Seen führen. Die Karawanen, die mit Elfenbein beladen nach der Küste ziehen, werden auf dem Wege von Tabora bis Bagamoyo oder Saadani mindestens fünfmal durch den sogenannten „Kongo“ (d. i. Durchgangszoll) belästigt, den sie theils eingeborenen Häuptlingen, theils Arabern, die sich an den günstigsten Uebergangsstellen festgesetzt haben, entrichten müssen, und der fast stets 10 bis 12 Procent der mitgeführten Waare beträgt. An der Küste erhebt der Sultan von Sansibar und jetzt in seinem Namen die ostafrikanische Gesellschaft 16 Procent, und was auf diese Weise den armen Teufeln übrig bleibt, die schwer belastet während fünf bis sechs Monate nach der Küste gezogen sind, das läßt sich leicht ausrechnen. Der farge Rest wird in Stoffe oder sonstige Gebrauchsgegenstände umgesetzt, die den Leuten auf dem Heimwege in der oben angegebenen Weise wiederum abgenommen werden. Diesem Plünderungssystem und dieser Willkürherrschaft müßte längst ein Ende gemacht sein. Der Zoll an der Küste könnte sogar bis zu 20 Procent gesteigert werden, und man würde ihn gern bezahlen, wenn vorerst dafür gesorgt würde, daß die Räubereien unterwegs aufhörten. Das kann aber nur durch die Anlage von Stationen der Karawanenstraße entlang herbeigeführt werden. Diese Aufgabe hatte sich die Association internationale unter dem Protectorate des Königs der Belgier gestellt, und das mühsame Werk war bereits zu drei Vierteln beendet, als durch die Berliner Conferenz im Jahre 1884 das ostafrikanische Gebiet bis zum Tangaujika-See Deutschland zugesprochen wurde. Gerade die von Dr. Peters in so leichtfertiger Weise angegriffenen belgischen Expeditionen waren es, die — theilweise unter schweren Kämpfen — den Weg bahnten, und denen wir es verdanken, wenn es heute verhältnismäßig leicht geworden ist, nach dem Innern vorzudringen. Ich erinnere mich noch sehr wohl eines Vortrages, den Dr. Peters im Frühjahr 1886 im Colonialverein zu München hielt, und in welchem er — um seine eigenen Verdienste so recht leuchten zu lassen — sich in abfälliger Weise und wegwerfendem Ton über die belgischen Expeditionen äußerte. Er erzählte unter anderem, daß bei seiner Ankunft in Sansibar auch eine belgische Expedition dagewesen sei, die schon lange vorbereitetete, aber nicht weg kam; er habe sich sofort nach seiner Ankunft auf den Weg gemacht, habe Ländereien erworben, überall die deutsche Flagge hochgezogen, und als er nach mehreren Wochen nach der Küste zurückgekommen sei, wären die Belgier noch dagewesen, und wenn sie in der Zwischenzeit nicht nach Hause gereizt sind, werden sie wol noch dort sein. Dies die Worte des Herrn Dr. Peters — und er hatte die Lacher pflichtschuldigst auf seiner Seite. Ich wollte schon damals diese Erzählung berichtigen, bin aber von Kameraden davon

abgehalten worden, um nicht einen Mißton in die colonial-begeisterte Versammlung zu bringen. Heute ist es vielleicht am Platze, eine kleine Rückschau zu halten. Es war nicht die Aufgabe dieser belgischen Expeditionen, an der Küste herumzubummeln, wie gewisse andere Leute gethan haben; ihr Auftrag bestand darin, 200 Stunden nach dem Innern des schwarzen Erdtheils zu ziehen — nach den Gestaden des Tanganjika, mit einer Unmasse von Material und mit den nöthigen Provisionen auf volle zwei Jahre, um dort an den Ufern des Sees eine gewaltige Station zu errichten. Diese belgischen Expeditionen haben ihre Schuldigkeit im vollsten Maße gethan; eine Reihe von Stationen und Magazinen sind durch sie die Karawanenstraße entlang angelegt worden:

1. So die Station Condoa in Uagara, gegründet durch den Capitän Bloyet im Jahre 1880. Das Etablissement war von blühenden Plantagen umgeben, und mehr als ein Reisender hat dort Gastfreundschaft gesucht und gefunden. 2. Weiter im Innern, an der Grenze von Ugogo, die Station von Mpwapwa. 3. Das Depot der Association internationale africaine zu Tabora in Unjanjembe. 4. Die Station Kafoma (Kifoma), gegründet von den Deutschen: von Schöler, Dr. Böhm, Dr. Kaiser und Reichard. Die belgische Section hat sowol zur Gründung dieser Station, sowie zu jener des Capitäns Bloyet ihre Beiträge geleistet, im Ganzen ungefähr 80.000 Francs. Wenn diese Etablissements heute nicht mehr existiren und durch nichts Besseres ersetzt wurden, so ist auch das den civilisatorischen Bestrebungen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft zu verdanken.

In Karëma ist eine große, wohlbesetzte Station entstanden, wie eine ähnliche sonst nirgends in Centralafrika zu finden ist. Weite Strecken wurden für den Bedarf der Station mit Feldfrüchten bebaut, Heerden wurden beschafft, nutzbringende Bäume gepflanzt. Auf den Wellen des Sees schaukelt sich noch heute ein Dampfer, der unter unäglichen Mühsalen über Gebirge und weite, tiefe Sandebenen dorthin geschafft wurde. Werkzeuge und Ackergeräthchaften wurden unentgeltlich an die Eingeborenen vertheilt, und die bislang Nackten oder mit einem Stück Korholz Bedeckten sind mit Bekleidungsstoffen beschenkt worden. Durch den Einfluß der Station hörten alsbald die Streitigkeiten unter den eingeborenen Häuptlingen auf; diese riefen selbst die Weißen als Schiedsrichter an, und unterwarfen sich freiwillig deren Entscheidung. So hat Karëma den Beweis geliefert, daß es möglich ist, im Herzen selbst von Afrika einen Herd der Civilisation zu gründen. Warum die letzte der belgischen Expeditionen unthätig in Sansibar verblieb, das wußte damals dort jedermann; sie hatte die telegraphische Ordre, sich abwartend zu verhalten, weil eben die Berliner Conferenz tagte; das Resultat ist bekannt, und so hatten die belgischen Expeditionen auf der Ostseite Afrikas nichts mehr zu suchen. Abgesehen von all dem, macht es sicherlich mehr Schwierigkeiten, eine derartige Karawane von 500 bis 600 Trägern auszurüsten, als die 30 Mann zusammenzutrommeln, deren Dr. Peters zu seiner berühmten Hamac-Reise nach der noch berühmteren Petershöhe bedurfte. Dr. Peters und die ostafrikanische Gesellschaft sind heute noch nicht im Stande, eine solche Karawane auch nur auszurüsten, geschweige denn ins Innere zu führen; das hat in der Zwischenzeit wol die deutsche Emin-Pascha-Expedition zur Genüge bewiesen. Dieselben belgischen Expeditionen waren es auch, die nach fünfjährigem Wirken als Resultat ihrer Thätigkeit die Gründung des von allen europäischem Großmächten anerkannten CongoStaates aufzuweisen hatten. Was überhaupt im tropischen Afrika geleistet worden ist, das ist dort geschehen. Mit unermüdlicher Ausdauer, mit unendlichen Opfern an Geld und Blut, mit

heroischer Ueberwindung von Schwierigkeiten, gegen welche alle Operationen an der Ostküste Kinderspiele sind, hat man dort unentwegt ein einziges, vorgestecktes Ziel verfolgt, und schließlich seinen Zweck — die Gründung eines großen, geordneten Staatswesens in Centralafrika — erreicht.

Was kann die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft dem entgegenstellen? An einigen Küstenplätzen ein paar Miethshäuser, die erst in den letzten Monaten, während des Aufstandes, nothdürftig in verteidigungsfähigen Zustand gebracht wurden; zwei Tagereisen von der Küste einige halb zerfallene Hütten, denen man den Namen von Stationen beigelegt hat. Wo sind die Kanonen, Granaten und Kartätschen geblieben, mit denen Dr. Peters einst so sehr renommirte? Wo die mit Mauersegewehren wohl bewaffneten und nach deutschem Reglement gedrillten Askaris? Von all den hochtönenden Phrasen ist nichts übrig geblieben, als Dr. Karl Peters und sein Schwert des großen Kurfürsten. Was die deutschen Expeditionen unter seiner Leitung nach fünfjähriger Arbeit zu verzeichnen haben, das sehen wir ja leider vor uns. Und die Ursache der verschiedenen Wirkungen? Der König der Belgier sandte bekanntermaßen zu seinen wichtigen und gefährlichen Expeditionen sowohl im Osten wie im Westen Afrikas nur die Elite seines Officierscorps aus; Dr. Peters vermaß sich, dasselbe mit dem Ausschuß der preußischen Armee erreichen zu können. An der Spitze der damaligen „Association internationale“ stand ein König, der in großherzigster Weise stets wieder neue Mittel gewährte, um das einmal begonnene Werk zu einem gedeihlichen Ende zu führen; der vormalige Präsident der ostafrikanischen Gesellschaft, welcher sich seinen Patriotismus von der Gesellschaft mit etwa 20.000 Mark jährlich vergüten ließ, war nicht ernst zu nehmen. Den Congostaat aber und seine Schöpfer kann die ostafrikanische Gesellschaft sich als Muster dienen lassen. Es soll damit nicht gesagt sein, daß dort keine Verfehrtheiten gemacht worden seien; im Gegentheil, es sind am Anfang und hauptsächlich unter Stanley's Administration — seligen Angedenkens — schwere Fehler begangen worden und man hat Unnummen verschleudert, nur aus Eigensinn und Nechthaberei; aber nach und nach ist man durch Schaden klug geworden, man hat die Irrthümer einsehen gelernt und die Fehler zu verbessern gesucht. Man hat zugegeben, daß man sich auf falschem Wege befunden, und ist umgekehrt, so lange es Zeit war. Auch daran kann die ostafrikanische Gesellschaft, die heute noch ihre Fehler leugnet und behauptet, im Recht zu sein, sich ein Beispiel nehmen.

(Schluß folgt.)

Die heutige Chinesenfrage in Amerika und Australien.

Nach englischen und französischen Quellen von Dr. G. Zacher.

(Schluß.)

Eine zweite Acte desselben Staates bestimmt, daß nur ein seit drei Jahren im Lande verheirateter Chinese britischer Unterthan werden kann. Die Acte vom Jahre 1878 schließt ohne Anführung von stichhaltigen Gründen alle Chinesen vom Ankauf von Goldfeldern aus.

Die Acte vom 18. November 1881 von Süd-Australien überläßt humanerweise den Chinesen die für Europäer unbewohnbaren Gebiete im Norden der Colonie.

Nirgends, wie man sieht, ist hier von einem directen Verbot der Einwanderung die Rede. Um so überraschter war daher das englische Cabinet im

Mai des Jahres 1888 durch eine telegraphische Depesche aus Neu-Süd-Wales, daß sich die dortige Regierung veranlaßt gesehen habe, und zwar unter dem unwiderstehlichen Zwange der öffentlichen Meinung, der chinesischen Einwanderung ein definitives Ziel zu setzen, indem sie die Ausschiffung der an Bord des Dampfers „Nighan“ befindlichen Chinesen kurzweg verbot. Kurz darauf meldete der Draht aus Neu-Seeland, daß auch diese Colonie sich veranlaßt gefühlt habe, aus sanitären Rücksichten die Einwanderung aus den verseuchten Häfen Chinas bis auf weiteres zu inhibiren. Ueberboten wurden diese sonderbaren Nachrichten nur noch durch die kategorische Erklärung Sir Henry Parker's, des Premiers von Neu-Süd-Wales, an den englischen Staatssecretär der Colonien, daß die Regierung dieses Staates sich entschlossen habe, auf alle Fälle die Landung chinesischer Einwanderer zu verhindern. Dieser eigenthümlichen Erklärung folgte bald eine Reihe von Beschwerden dieser Colonie über die Saumlässigkeit der Verhandlungen des englischen Cabinets mit China in dieser die Colonien so lebhaft interessirenden Frage. Während dieser ganzen Zeit schmiedete Henry Parker das Eisen, so lange es heiß war. Tag und Nacht wurde im Sydneyer Parlamentshause verhandelt, bis man schließlich folgende neue „Chinese-restriction bill“ herausgeflogelt hatte: 1. Diese Acte vom 16. Mai hat rückwirkende Kraft bis zum 1. desselben Monats. 2. Die Naturalisirung ist den Chinesen überhaupt von diesem Datum an verweigert. 3. Jedes Schiff darf nur auf je 300 Tonnen seines Gehaltes einen chinesischen Auswanderer befördern. 4. Die Taxe beträgt fortan statt 10 £ 100 £. 5. Uebertretungen und Umgehungen dieser Bestimmungen ziehen eine Strafe von 50 £ statt früher 10 £ nach sich. 6. Chinesen dürfen nur in abgegrenzten Districten ihrer Beschäftigung nachgehen.

Inzwischen waren aber auch die an Bord des „Nighan“ zurückgehaltenen Chinesen nicht unthätig geblieben, vielmehr war 50 von ihnen auf ihre Beschwerde, zumal sie mit den nöthigen Papieren ausgerüstet waren, den sogenannten Habeascorpus-Attesten, von den englischen Tribunalen die Landung ohneweiters zugestanden worden; auch nahmen die Gerichte keinen Anstand, die Zurückhaltung der anderen chinesischen Passagiere auf dem Dampfer für ungesetzlich zu erklären, da nach englischem Geetze nur der Königin das Recht zusteht, Fremde aus den Grenzen ihres Reiches auszuweisen oder auszuschließen. Aber diese richterliche Entscheidung half den armen Chinesen nichts, sie mußten unverrichteter Dinge nach China heimkehren.

Wenn nun auch bei dem besonneneren Theile der weißen Bevölkerung dieses alles Völkerverrecht verletzende Vorgehen der Regierung keinen Anklang fand, so war die ganze Bewegung doch schon derart im Zug, daß der Gedanke, innerhalb der Colonien eine allgemeine Conferenz über die Chinesenfrage abzuhalten, schon im Juni desselben Jahres in Sydney zur Ausführung kam; die beiden Hauptbestimmungen dieser Conferenz lauteten: 1. auf Verminderung der jedem Schiffe zur Beförderung nach Australien gestatteten Anzahl Chinesen bis auf einen auf je 500 Tonnen, und 2. Abschaffung der Kopfsteuer. Im Anschlusse an diese Vorschläge richtete man aber an das englische Gouvernement die Bitte, möglichst dafür zu sorgen, daß dasselbe für die Colonien dieselben Bedingungen von China erlange, wie sie der oben zwischen dem amerikanischen Staatssecretär Bayard und dem chinesischen Minister in Washington am 12. März verhandelte Entwurf enthalten habe.

Die Antwort der englischen Regierung, die sich in dieser Chinesenfrage sowohl bei Australien als auch bei British-Columbia zwischen zwei Feuer

befindet, lautete aufschiebend und ausweichend. Sie wollte vor allem Zeit gewinnen und auch den erregten Gemüthern Zeit lassen, um sich zu beruhigen, obwohl die Regierung von Sydney, mit Henry Parker an der Spitze, auf rasche und endgiltige Lösung der Frage drang. Wirklich beruhigten sich auch die hochgehenden Wogen dieser Colonialbewegung, so daß die englische Regierung mit ihren Vorstellungen wenigstens soweit durchdrang, daß Henry Parker und seine Partei sich zu einer bedeutenderen Milderung ihrer extravagantesten Anträge verstanden. Auf diesem Punkte der Verhandlungen befindet sich auch jetzt noch diese Angelegenheit.

Fragen wir aber hier nach den Gründen dieser Chinesenhegen, so sehen wir erstlich, daß in Neu-Süd-Wales wenigstens ganz unbestreitbar diese ganze Bewegung von der Regierung selbst erst in die großen Massen der weißen Arbeiterbevölkerung hineingetragen ist, und zwar auffallenderweise auch gerade zur Zeit des Herannahens der Wahlen. Auch hier mußte der arme Chinamann, der verhaftete Fremdling, die Kosten des Wahlkampfes bezahlen. Zum erstenmale war man bei den letzten Wahlen in Queensland auf diesen genialen Gedanken verfallen, sich auf Unkosten der unbeliebten Chinesen bei seinen Wählern populär zu machen. Hier waren es wenigstens nur zwei rivalisirende Wahlcandidaten, in Neu-Süd-Wales hat sich aber jetzt bei den letzten Wahlen die Regierung selbst nicht entblödet, zu diesem unwürdigen Hilfsmittel ihre Zuflucht zu nehmen, um nur am Ruder zu bleiben. Und bei dem allgemeinen Stimmrecht und der im großen und ganzen geringen Bildung der weißen Arbeiterbevölkerung hat dieses Mittel ungeheuren Erfolg gehabt.

Noch rücksichtsloser ist dieser Kampf in Britisch-Columbia geführt worden, wo die Leitung und Führung desselben sich meistens in den Händen wenig gebildeter Agitatoren befand. Schon oben haben wir aus dem Motivenbericht des dortigen Chinesengesetzes vom 18. Februar 1884 eine Reihe von merkwürdigen Einzelheiten mitgetheilt, aber auch der Wortlaut dieses Gesetzes selbst verdient einiger Bestimmungen halber volle Aufmerksamkeit. Jeder Chinese, heißt es da, zahlt eine jährliche Steuer von 10 Dollars, die er jeden Augenblick zu erlegen bereit sein muß. Will er in den Minen arbeiten, so hat er außerdem noch 15 Dollars daraufzuzahlen, wofür er einen Erlaubnisschein erhält. Dieses wäre noch zu verstehen, wenn man auch gerade nicht einsieht, warum nur der chinesische Arbeiter 15 Dollars für einen Schein zahlen muß, während jeder andere, weißer oder sonstiger farbiger Miner unbehindert ins Innere gelangen kann. Das Meisterstück dieses Gesetzes und ein schlagender Beweis, daß auch das so unendlich gerühmte englische Rechtslichkeitsgefühl arg in die Brüche gerathen kann, ist der § 28 dieses Gesetzes, nach welchem ein eines Vergehens oder Verbrechens beschuldigter Chinese so lange als schuldig anzusehen ist, als er sich nicht selbst von der Anklage gereinigt hat.

Natürlich konnte ein derartiges Curiosum von Gesetz nicht lange ohne Widerspruch von Seiten der davon Betroffenen bleiben, und so nahm denn ein wohlhabender Chinese, Namens Wing-Chong, gegen diese Gesetzesparagraphe als im Widerspruch mit der columbischen Verfassung und den mit China bestehenden Verträgen seine Zuflucht zu den englischen Gerichten, die nach heftiger Debatte sich endlich für die Berechtigung der von Wing-Chong vertretenen Einwände entschieden. Ebenso gewann auch in Melbourne am 3. September 1888 einer der auf dem Dampfer „Afghan“ widerrechtlich zurückgehaltenen Passagiere, Namens Chun-Tjong, bei dem dortigen obersten Gerichtshof seine gegen die Colonialregierung von Neu-Süd-Wales angestrebte Entschädigungsklage. Wenig-

stens das kann man also noch als erfreuliche Thatsache feststellen, daß diese Bewegung noch nicht das vielgerühmte Rechtlichkeitsgefühl der englischen Gerichte zu beugen im Stande gewesen ist.

Wir haben bisher die Hauptherde dieses erbitterten Kampfes zwischen der angelsächsischen und chinesischen Rasse besucht, und man könnte nach dem Vorstehenden zu der Ansicht kommen, als läge dieser Bewegung wirklich ein unausrottbarer Rassenhaß zugrunde. Dem ist aber keineswegs so. In anderen englischen Colonien: Singapore, Penang, Malakka, Birma, Hongkong, leben Chinesen und Weiße friedlich zusammen, und die ersteren bilden sogar den größeren Theil der dortigen Bevölkerungen. So giebt es in Singapore 86.766 Chinesen auf 2769 Weiße, in den Straits-Settlements bei einer Gesamtbevölkerung von 423.384 Seelen 174.327 Chinesen, die ganz nach ihrem Wohlgefallen leben und sogar ungehindert ihre Geheimbündlerei betreiben können. Diesen Orden gehörten 1887 in Singapore nicht weniger als 62.376 und in Penang sogar 92.581 Mitglieder an, und nicht alle dieser Orden und Gesellschaften sind so harmloser Natur. Hongkong zählte 1881 eine Bevölkerung von 160.402 Seelen, unter denen neben nur 7990 Weißen sich 130.168 Chinesen befanden; 1886 war dieselbe auf 200.990 angewachsen, und dürfte sich das procentuelle Verhältnis zwischen Weißen und Chinesen nicht geändert haben. Nach Birma sucht sogar die englische Regierung Chinesen hinzuziehen und ebenjo nach Borneo, wo für eine weiße Bevölkerung ein dauernder Aufenthalt unmöglich ist.

Überallhin aber, und das darf man nicht übersehen, finden wir keine oder nur eine verschwindende Anzahl weißer Arbeiter vor, die Weißen, die sich in diesen Ländern aufhalten, gehören als Kaufleute, Vertreter der großen europäischen Handlungshäuser, Beamte zc. den gebildeteren Classen an und haben eben keine Concurrenz seitens des chinesischen Kulis zu befürchten, daher auch keinen Anlaß, ihn zu hassen.

Es bleiben uns noch einige Worte über die Lage der Chinesen in anderen, nicht von einer angelsächsischen Rasse bewohnten oder besiedelten Ländern übrig. In Annam unter französischer Herrschaft ist zwar die Controle bei der Einwanderung sehr streng, die Taren sehr hoch, je nach den drei Classen, in welche nach ihrer Beschäftigung und ihrem Einkommen die chinesischen Einwanderer eingetheilt werden, zwischen 2 und 20 £, aber von einer sonstigen Rechtsungleichheit oder einem Einwanderungsverbot ist keine Rede. Ebenjo hält sich in Chile, Cuba, Manila die weiße Bevölkerung gegen die Chinesen ziemlich indifferent, und in Brasilien, das sich bis zur Aufhebung der Sklaverei 1888 gegen jede Einwanderung abzuschließen suchte, stellte der Führer der Pflanzers- und Sklavenhalterpartei, Baron Cotegipe, sogar den Antrag auf directe Einführung von Chinesen als Ersatz für die fortfallende Sklavenarbeit, ohne jedoch damit Anklang zu finden.

Lassen wir das bisher Mitgetheilte nochmals an unserem Geiste vorbeiziehen und betrachten wir aufmerksam die verschiedenen Erscheinungen, unter denen diese antichinesische Bewegung hier und dort zu Tage getreten ist, so ergibt sich in erster Linie die Thatsache, daß nur da, wo weiße und chinesische Arbeit einander Concurrenz machen, und wo der weiße Arbeiter in der Mehrheit sich befindet, diese Frage zu einer so bedauerlichen Schärfe sich zugespitzt hat. Die größere Arbeitsamkeit des Chinesen, seine Bedürfnislosigkeit und seine unbedingt größere Verwendbarkeit machen ihn allerdings zu einem gefährlichen Concurrenten gegenüber der anspruchsvollen, aber nicht so leistungsfähigen und auch nicht so willigen weißen Arbeit. Auch darf man in dem einwandernden Chinesen fast

niemals einen dauernden Gewinn für das Land, in das er kommt, erblicken. So lange er daselbst arbeitet und verdient, leistet er allerdings einen Antheil an der gemeinsamen Culturarbeit ebenso wie der Weiße, aber das einmal erworbene Capital geht mit dem rückwandernden Chinesen dem Lande verloren, und seine theilweise auch durch die Behandlung seitens des Weißen verursachte Beschränkung auf sich und seinesgleichen entfremdet ihm die Sympathien und wird ihm als dunkelhafter Hochmuth ausgelegt. Dazu kommt auch noch, daß seine oft wirklich unangenehme Unreinlichkeit, seine von unserer gänzlich abweichende Lebensansicht und Gewohnheit, sein Hang zum Spiel, zur Ausschweifung und gefährlichen Geheimbücherei, auch die Schwierigkeit für andere, seine Sprache zu erlernen, alles Punkte sind, um die Abneigung des Weißen gegen ihn zu erklären. Ob diese Gründe genügen, um das rohe Vorgehen gegen den fleißigen, bescheidenen und oft unentbehrlichen, wenn auch nicht dauernden Mitarbeiter europäischer Cultur zu rechtfertigen, dürfte doch mehr als bezweifelt werden, zumal der weiße Arbeiter keineswegs, wie oben gezeigt, der Ausbund aller nur erdenklichen Tugenden ist.

Wir glauben es hier vielmehr mit einer Erscheinung zu thun zu haben, wie sie die Geschichte so häufig bietet, eine systematische Irreleitung einer einmal aus einem Anlasse erregten, meist ungebildeten Volksmenge durch gewissenlose, aber klug ihren persönlichen Vortheil im Auge behaltende Führer, die schließlich mit den Verführten selbst an ihre selbstgeschaffenen Phantome glauben. So ist auch in Amerika und Australien diese Chinesenfrage aus kleinen Anfängen von geschickten Parteiführern unter Benutzung aller durch die unbefriedigende Lage der arbeitenden weißen Bevölkerung hervorgerufenen Beschwerden und Umstände erst zu dem gemacht worden, was sie zur großen Verlegenheit der betreffenden Regierungen und ihrer Vertreter heutzutage geworden ist. Ganz richtig bemerkte in der Sitzung des Oberhauses vom 8. Juni 1888 Lord Derby, daß, falls geborene Engländer auf die Idee kämen, in Masse nach Australien auszuwandern, sie dort unter den heutigen trüben Wirthschaftsverhältnissen ebenso unbeliebt werden würden wie die Chinesen, und daß selbst ihren Stammesverwandten gegenüber der Australier wie der Amerikaner ebenso egoistisch wie unbarmherzig an seinem Wahlspruch festhalten würde: „Amerika dem Amerikaner, Australien dem Australier!“ Es ist, als wenn sich heute durch die ganze Welt das Bestreben verbreitet, sich gegenseitig abzuschließen, überall schießen die Schutzzölle aus dem Boden der Wirthschaftspolitik der Völker und Staaten wie Pilze empor, und Australien und Amerika sind keine der mit diesen Handelschranken am wenigsten gesegneten Länder. Der Stillstand von Handel und Wandel, der Mangel ausreichender Beschäftigung innerhalb der einzelnen Länder, die dadurch hervorgerufene Unzufriedenheit der niederen, arbeitenden Classen mit ihrer Lage sind die Factoren, die den sonst ruhigen Arbeiter und kleinen Handwerker sich um die großsprecherischen und gewissenlosen Agitatoren schaaren lassen, Männer, die in Verfolgung ihrer selbstüchtigen Absichten nicht vor der zukünftigen Verantwortung zurückschrecken, als Urheber und Anstifter dieses alles Gefühl für Recht und Humanität erstickenden und doch zwecklosen Kampfes genannt zu werden. Zwecklos nennen wir ihn schon deshalb, weil in großen und ganzen, wie man aus den australischen und amerikanischen Zeitungen jederzeit sehen kann, die Lage der weißen Arbeiter sich selbst nach dem fast völligen Aufhören der chinesischen Einwanderung keineswegs in der erwarteten oder von den Führern in Aussicht gestellten Weise gebessert hat. Ohne die wüsten Wahlumtriebe in Amerika und Australien, ohne das ewige Hezen von Seiten der

Parteiührer wäre es bis zu diesem Grade unvernünftiger Erbitterung kaum gekommen, und fragt man sich, wer eigentlich bei dem ganzen Kampfe die meiste Aussicht hat, dabei etwas zu gewinnen, so dürfte es beinahe überraschend klingen, wenn wir gerade die Chinesen oder wenigstens China als Ganzes nennen!

Vielleicht begleitet uns der Leser noch bis in die im Anschlusse an die oben geschilderten Vorgänge erfolgten Unterhandlungen zwischen den Cabineten von Peking, England und seinen Colonien.

Die Haltung Chinas während aller der geschilderten Vorgänge in Amerika und Australien war eine rein passive; die kaiserliche Regierung sieht auch heutigentags die Auswanderung ihrer Unterthanen nicht gern und fühlte sich, so lange die ausländischen Staaten den Eintritt chinesischer Arbeiter in ihre Grenzen nur zu erschweren suchte, nicht geneigt, darin einen Bruch der bestehenden Verträge zu erblicken und es deswegen zu diplomatischen Verwickelungen kommen zu lassen. Dieses Benehmen änderte sich aber auffällig mit der Rückkehr des Marquis Tjeng von seinem Gesandtenposten. Schon ansfangs 1887 erschien in der „Asiatic Quarterly Review“ ein sehr energisch geschriebener Artikel aus seiner Feder, worin ein kräftigeres und bewußteres Eingreifen Chinas in die auswärtigen Verhältnisse und eine activere Politik gegenüber den fremden Mächten in einer Sprache in Aussicht gestellt wurde, wie sie aus einem chinesischen Munde bisher unbekannt war: „Lange genug habe China sich um die außerschinesischen Angelegenheiten nicht bekümmert, so daß jetzt die höchste Zeit sei, endlich auch einmal in den internationalen politischen Verkehr der Völker untereinander in einer seiner Stellung als Großmacht geziemenden und gebührenden Weise einzutreten. Die schmähliche Behandlung chinesischer Unterthanen in einigen fremder Staaten ist nicht nur eine Schande für die Regierungen, die eine solche duldeten, sondern zeugt auch von einer unverzeihlichen Gleichgiltigkeit der chinesischen Regierung, die dieselbe zugelassen habe. Daher sei eine Commission zur Feststellung und Untersuchung dieser Verhältnisse ernannt, und die Theilnahme, die die kaiserliche Regierung für ihre auswärts lebenden Unterthanen hege, werde denselben für die Zukunft eine den bestehenden Verträgen und dem Völkerrechte gemäße Behandlung unbedingt sichern. Auch sollten sich die auswärtigen Mächte nicht etwa beifallen lassen, daß China die für dasselbe so unvortheilhaften bestehenden Verträge nach ihrem Ablauf etwa erneuern würde, an Stelle der Capitulationen sollten feste, auf Gegenseitigkeit beruhende Verträge treten.“ Das war eine neue Sprache, die man da zu hören bekam, und dem Versprechen folgte auch die That auf dem Fuße. Gleichfalls ansfangs 1887 sandte die chinesische Regierung unter dem General Wong, einem auch europäisch gebildeten und des Englischen völlig mächtigen energischen Mann, die angekündigte Untersuchungscommission aus. Dieselbe besuchte die Straits-Settlements, Holländisch-Indien, Queensland, Neu-Süd-Wales, Victoria, Südaustralien und kehrte im August nach fast halbjähriger Abwesenheit nach Peking zurück. Bezeichnend für den Mangel an Tactgefühl der australischen Antichinesen und für das erwachende Selbstgefühl der Chinesen ist die Antwort Wong's auf die Bitte einer Deputation in Townsville, dafür eintreten zu wollen, daß die geistig inferioreren Chinesen an einer ferneren Einwanderung nach Australien verhindert würden. „Nach meiner Rückkehr wird jedenfalls in dieser Angelegenheit etwas geschehen,“ erwiderte er, „doch fürchte ich, daß es mehr oder minder Ihrem Geschmacke nicht zusagen dürfte.“

Die Erhebungen dieser Commission wurden am 21. December durch den chinesischen Gesandten dem Londoner Cabinet in einer Note übermittelt, worin das Verlangen ausgedrückt war, die englische Regierung möge für eine genaue

Prüfung der gegen die chinesische Bevölkerung in den Colonien ergriffenen Maßregeln auf ihre Gesetzmäßigkeit hin sorgen. Die englische Regierung fügte sich natürlich diesem Wunsche, und die unerwartete Folge waren jene brüsken Vorgänge auf administrativem und legislativem Boden im Mai 1888, wie wir sie oben bei Neu-Süd-Wales geschildert haben. Trotzdem verständigte Lord Salisbury die chinesische Regierung von dem Zusammentreten der Sündneher Colonialconferenz im Juni 1888 mit dem Bemerken, daß dieselbe bemüht sein würde, einen Compromiß zwischen den Ansprüchen der weißen und chinesischen Bevölkerung zu vermitteln. In welcher Weise diese Conferenz den nur gerechten Vorstellungen und Beschwerden der chinesischen Regierung entsprach, haben wir schon oben gesehen.

Die Lage des Londoner Cabinets war keine beneidenswerthe; auf der einen Seite die klaren Bestimmungen der Verträge von Nanking (29. August 1842), von Tien-tsin (1858) und der Convention von Peking (24. October 1860), wonach die beiden Mächte ihren beiderseitigen Unterthanen die ungehinderte Ein- und Auswanderung und den Schutz ihrer Person und ihres Eigenthums, sowie das freie Niederlassungsrecht innerhalb ihrer Grenzen gewährleisteten, und auf der anderen Seite die rücksichtslose Antichinesenpolitik der englischen Colonien, die sich sogar bis zu der Drohung des Abfalls vom Mutterlande verstiegen, falls dasselbe nicht ihren Wünschen willfahren sollte. Welche Interessen bei einer doch immerhin leicht möglichen und auch heute noch keineswegs ausgeschlossenen diplomatischen Verwicklung mit China für England und seine Colonien dabei ins Spiel kommen, beweisen die statistischen Handelsausweise des britischen Reiches. Nach denselben beträgt der jährliche Umsatz desselben mit China nicht weniger als 763,000,000 Francs, und von den in chinesischen Häfen landenden Schiffen mit einem Gesamttonnengehalt von 22,195,661 Tonnen entfallen auf die englische Flagge allein 14,171,810 Tonnen.

Dazu kam auch noch die fast durch die gesammte englische Presse verbreitete tendenziöse Entstellung dieser Chinesenfrage, als ob der Chinese jetzt erst plötzlich in den Colonien in erdrückender Mehrheit aufzutreten suche, um dem angelsächsischen Colonisten die Früchte seiner jahrzehntelangen Culturarbeit zu entreißen, während das wirkliche Verhältniß eher das Gegentheil zeigt.

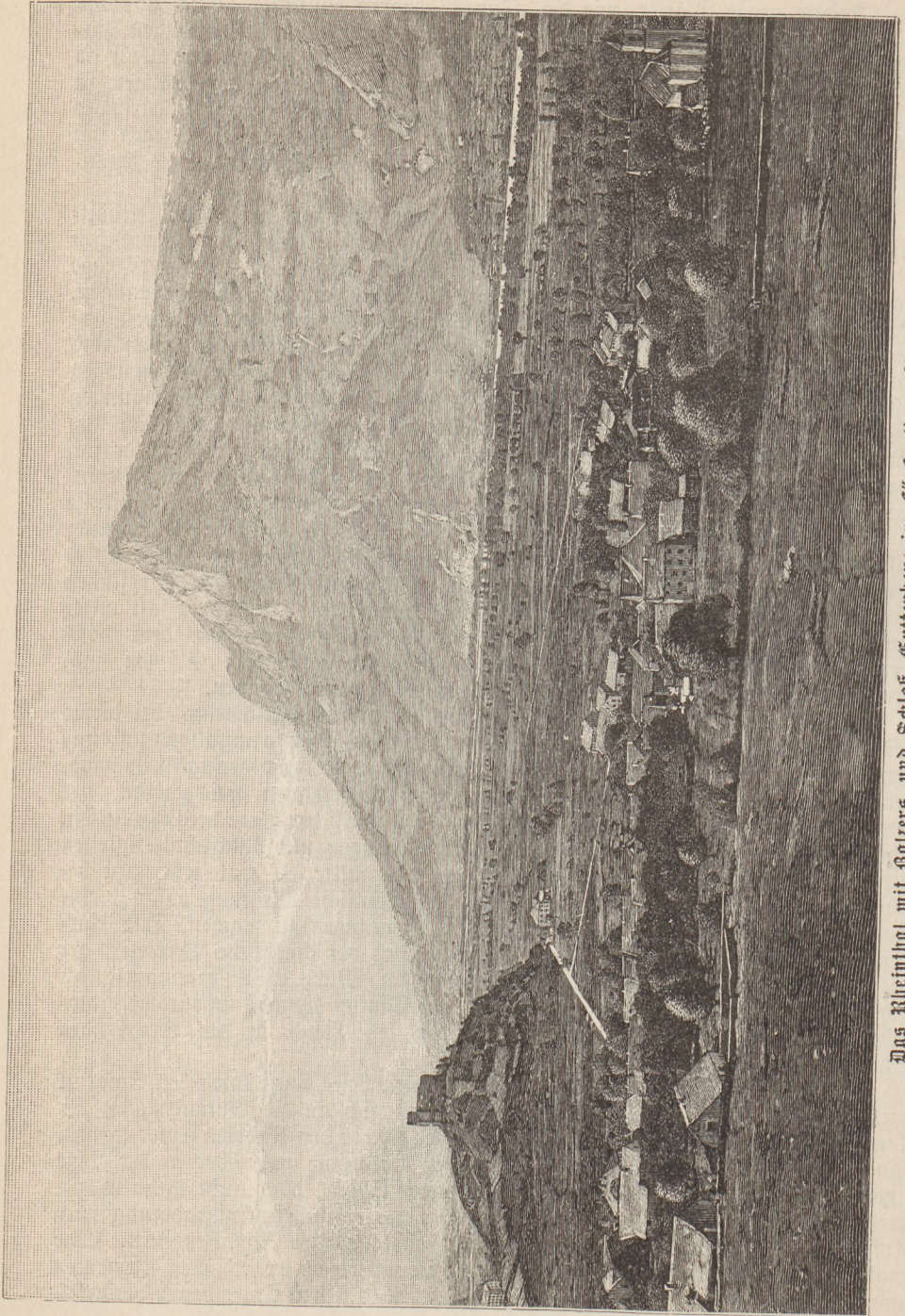
Kleinlich und einer Großmacht unwürdig, wie England schon des Besteren sich in derartigen, seine vitalsten Interessen, seine Handelsbeziehungen betreffenden Verwicklungen und Verhandlungen mit anderen Großmächten gezeigt hat, suchte es zuerst durch eine geichraubte Auslegung der Vertragsartikel den Nachweis zu führen, daß das Vorgehen der Colonien keineswegs vertragswidrig sei. So erklärte Baron Worms am 1. Juni im Hause der Gemeinen, daß die Verpflichtung Chinas, seinen Unterthanen die Auswanderung nicht zu verwehren, noch keineswegs die britische Regierung verbindlich mache, ihrerseits die Einwanderung derselben in ihre Länder zu gestatten, während acht Tage darauf im Oberhause Lord Knutsford sich mit der nichtsagenden persönlichen Aeußerung abfand, daß seiner Ansicht nach die neuen Gesetze in Australien sich nicht im Widerspruch mit den Verträgen befänden. Ja, der „Globe“, also eine der einflußreichsten Zeitungen, stellte sogar die krasse Behauptung auf (14. Juni 1888), daß der Vertrag von Tien-tsin von England, nicht von China gemacht sei, daß die Behandlung als meistbegünstigte Nation zwar den Engländern von der chinesischen Regierung zugestanden worden sei, aber von einer Gegenseitigkeit dieser Abmachung gar keine Rede sein könne.

Anderer große Blätter, wie die „Times“, waren einsichtig genug, auf das Lächerliche und Unnütze solcher gewaltthamen Auslegungen und Deutungen hinzuweisen, und warnten die Regierung, sich durch das Geschrei der allein an allem schuldigen Colonien einschüchtern und zu übereilten Schritten drängen zu lassen. Wollten die Colonien den unbequemen mongolischen Eindringling durchaus los werden und ausschließen, dann sollten sie kein Ausnahmegesetz gegen ihn allein, sondern gegen alle Einwanderer ein gleichmäßig anzuwendendes Immigrationsverbot erlassen.

Mit diesem Hin- und Herreden wurde aber an den wirklichen Verhältnissen nichts geändert, schließlich mußte man doch einmal der chinesischen Regierung reinen Wein einschenken, wie die britische Regierung sich dieser Frage gegenüber stellen wollte, und so sah sich Lord Salisbury am 22. Juni gezwungen, Sir J. Walsham, den britischen Minister in Peking, zu beauftragen, der chinesischen Regierung die schwierige Lage des britischen Cabinets auseinanderzusetzen und unter Betonung der aufrichtigen Freundschaft, die zwischen beiden Regierungen bestände, die chinesische dazu zu bewegen, daß sie England ähnliche Bedingungen und Erleichterungen wie den Vereinigten Staaten zugestehet. Eigenthümlich und schwer verständlich wird es immer bleiben, daß Lord Salisbury, obgleich er sich doch fast bittweise an die chinesische Regierung um Zugeständnis jener Bedingungen wendet, es doch nicht unterlassen kann, von dem schädlichen Einflusse zu sprechen, den die Immoralität der Chinesen auf die australische Bevölkerung haben könnte. Ob diese ungeschickte und verletzende Begründung seiner diplomatischen Note dem englischen Premier gute Aufnahme bei der chinesischen Regierung verschaffen wird, oder die Doppelzüngigkeit, mit der er fast unter demselben Datum seine Zustimmung zu den von Lord Carrington, dem Gouverneur von Neu-Süd-Wales, gegen die Chinesen gerichteten Gesetzen gab, darüber dürfte sich derselbe wol selbst in starkem Zweifel befinden.

Die Unsicherheit und Haltlosigkeit des englischen Parlaments bei dieser ganzen Angelegenheit, besonders des leitenden Premiers, war so auffallend und unverblümt, daß die chinesische Regierung wol erst recht nicht geneigt sein wird, etwas von den wohlbegründeten Rechten ihrer Unterthanen preiszugeben, um dem englischen Staatsministerium aus seiner unerquicklichen Lage herauszuhelfen. China fühlt, daß es lange genug sich die Anmaßungen und Rücksichtslosigkeiten europäischer Großmächte hat gefallen lassen, was sollte es wol jetzt dazu bestimmen, wo auch im Reiche der Mitte die öffentliche Meinung anfängt eine Rolle zu spielen, England gegenüber den Großmüthigen zu machen? Das Vorhandensein einer solchen öffentlichen Meinung hat der chinesische Vertreter, der mit Herrn Bayard den Vertragsentwurf vom 12. März 1888 vereinbarte, an sich selbst erfahren, indem ihm der Pöbel von Canton für das unwürdige Nachgeben gegen alle amerikanischen Forderungen sein Haus in der betreffenden Stadt verwüstete und niederriß.

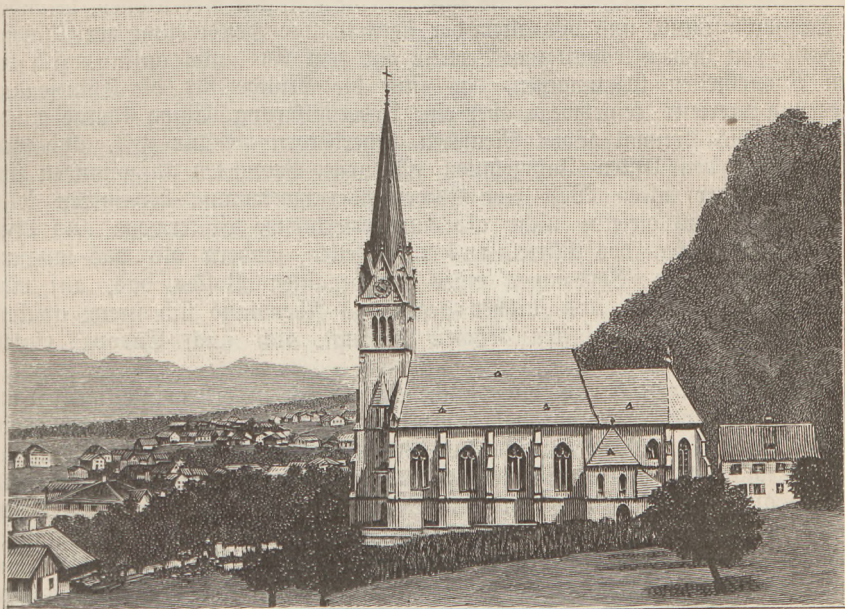
Muß es nicht auch auf jeden unbefangenen Leser einen komischen Eindruck machen, daß das meerbeherrschende Britannien sich an die Gutmüthigkeit der chinesischen Regierung wenden muß, damit diese es vor den Unarten seiner eigenen Kinder errette? England befindet sich seinen Colonien gegenüber in der Lage einer Mutter, die zwar noch Vormünderin ihrer Söhne, doch nicht mehr wagen darf, unbedingten Gehorsam zu fordern. Die ganze Chineseneinwanderung nach Australien geht über Hongkong und findet auf englischen Schiffen statt. Eine englische Colonie überschwemmt also die andere mit diesen unliebhaften Elementen und China soll diesem Uebelstande abhelfen, indem es seinen Unterthanen verbietet,



Das Rheintal mit Balzers und Schloß Guttenberg im Fürstenthum Liechtenstein.
Nach einer Photographie. (Zu Seite 411.)

von den ihnen vertragsmäßig zustehenden Rechten in den englischen Colonien Gebrauch zu machen? Nach dem, wie sich Marquis Tseng in seinem oben angeführten Artikel geäußert hat, nach dem offenen Eingeständnis von Englands Ohnmacht gegenüber seinen Colonien, die in diesen letzten diplomatischen Verhandlungen zutage getreten ist, darf man wol auf ein so weitgehendes Entgegenkommen der chinesischen Regierung, dem keinerlei Gegendienste von Englands Seite gegenübergestellt worden sind, in London kaum rechnen.

Die Colonien werden nicht aufhören zu drängen, und China wird bei seiner abwartenden Stellung verharren, wie sie ihm seine ganze Staatseinrichtung und seine Regierungsform gestattet; ein großer Vortheil gegenüber England, an dessen Ohren immer deutlicher und vernehmlicher der ungestüme Ruf seiner Colonien nach Selbständigkeit dröhnt!



Neue gothische Kirche in Vaduz, Fürstenthum Liechtenstein.

Nach einer Photographie. (Zu Seite 411.)

Chinas Lage in dieser ganzen Frage ist überhaupt die denkbar günstigste. Vermöge seiner unermesslichen Ausdehnung und eines derselben entsprechenden Reichthums ist es auch heute noch nicht annähernd das bevölkerteste Land der Erde, welches es sein könnte, und von der Nothwendigkeit einer Auswanderung kann auch jetzt noch keine Rede sein. Wenn trotzdem letztere während der Zeit bis 1886 ungefähr im rapiden Steigen begriffen war, so muß man zur Erklärung dieser Thatsache den Umstand ins Auge fassen, daß gerade die neun östlichen, am Meere gelegenen Provinzen die reichsten, fruchtbarsten und also auch volkreichsten sind. Wenn man nach einem der besten Kenner Chinas (Dr. Wells Williams) Areal und Bevölkerung der 18 Provinzen des eigentlichen China zu 1,300.000 Quadratmeilen und 362,000.000 Seelen berechnet, so ergibt das einen Bevölkerungsdurchschnitt von 268 Personen auf die Quadrat-

meile, während die Zahl in den neun östlichen Provinzen mit ihren Hafensstädten auf 458 sich erhöht und in den anderen Provinzen auf ungefähr 154 Seelen per Quadratmeile sinkt.

In England entfallen bei ähnlicher Berechnung 289, in Italien 249, in Deutschland und Japan 213 und in Bengalen 404 Bewohner auf die Quadratmeile, wo doch vorherrschend nur einmal im Jahre geerntet wird, während im Nordosten von China oft zwei und drei Ernten eingebracht werden. Ueberschwemmungen, Unwetter und Hungersnoth nehmen hier immer ungeheure Dimensionen an, zumal die ungenügenden Verkehrsmittel nicht einmal gestatten, den Ueberfluß der einen Provinz der nothleidenden anderen mitzutheilen. Eben diese mangelhaften Verkehrsverhältnisse halten aber auch die Einwohner der 18 Provinzen von der Besiedelung der fast noch ganz unbekanntem Grenz- und Zwischengebiete außerhalb des eigentlichen Reichs der Mitte, und auch die häufigen Rebellionen, besonders der Taipingaufstand, und vor allem der stets thätige Handelsinn der Chinesen, der durch den immer lebhafteren Verkehr mit dem Auslande anfang, sich von seinen Vorurtheilen loszumachen, das sind die Gründe für die Chinesenauswanderung ihrerseits, keineswegs aber eine Uebervölkerung. China könnte mindestens zwei- bis dreimal soviel Menschen beherbergen als zur Zeit, und wenn uns, wie in den letzten Jahrzehnten allerorten Propheten aufgestanden sind, wirklich in der alten Welt eine Chinesenüberschwemmung heimsuchen sollte, so haben wir uns dieselbe nicht als eine vernichtende Völkerwoge aus Asien gleich der Mongolen des Mittelalters vorzustellen, sondern als das langsame aber unwiderstehliche Vordringen eines hochbegabten Volkes, das, auf einer uralten Cultur fußend und bisher gegen das Abendland sich streng abschließend, gerade in seinen besten Köpfen anfängt, sich auch Europas Cultur anzueignen.

Wenn so chinesische und europäische Cultur sich in diesem intelligenten und so kunstreichen Volke vermischt haben werden, wie es die heutige Regierung anzustreben scheint, wenn dann China zum Bewußtsein seiner Macht als Industrie-, Ackerbau- und Handelsstaat zusammen kommt, kurz, wenn es dann eine beherrschende Stellung auf dem Weltmarkte und sein Gewicht im internationalen Verkehr der Staaten untereinander ebenso rücksichtslos brauchen sollte, wie es Engländer, Franzosen und andere Culturmächte gegenüber dem barbarischen (!) China gethan haben, dann dürfte es an der Zeit sein, wirklich und ernstlich von einer „Chinesengefahr“ für unsere Cultur zu sprechen.

Vorläufig haben wir uns nur bemüht, dem geehrten Leser einen Ueberblick zu geben über den heutigen Standpunkt dieser für alle theilhaftigen Staaten gleich unerquicklichen Verhandlungen über die endgiltige Ausschließung des mongolischen Fremdlings von dem amerikanischen und australischen Boden.

Das Fürstenthum Liechtenstein.

Von Friedrich Umlauf.

(Mit einer Karte.)

In unserer heutigen Zeit, welche durch das Streben nach großen staatlichen Vereinigungen auf nationaler Grundlage charakterisirt ist, erscheinen die wenigen kleinen Staatengebilde, die sich durch eine eigene Gunst der Verhältnisse inmitten der Macht der sie rings umschließenden Großstaaten erhalten haben, wie eine Reminiscenz aus den Tagen des Mittelalters. Es sind entweder Republiken, wie Andorra und San Marino, oder monarchische Staaten, wie Monaco und Liechtenstein, welche ihre fortdauernde Selbständigkeit theils ihrer unbedeutenden Kleinheit, theils ihrer mehr oder weniger isolirten physikalischen Lage, theils dem Anlehnen an einen nachbarlichen Großstaat verdanken; denn die Gegenwart mit ihrem einerseits großnationalen, andererseits kosmopolitischen Zuge, mit ihren großartigen Verkehrs-, Productions- und Handelsverhältnissen ist eigentlich derartiger Kleinstaaterei feindlich gesinnt.

Dem Angehörigen eines Großstaates gewährt es aber ein eigenthümliches Interesse, sich einmal in die bescheidenen und kleinlichen Verhältnisse eines solchen Miniaturstaates versetzt zu sehen. Es muthet ihn ganz sonderbar an, wenn er das ganze Staatsgebiet von Nord nach Süd an einem Tage oder gar in wenigen Stunden rüstigen Fußes durchqueren kann, wenn er von einer günstig situirten Höhe den ganzen Staat zu seinen Füßen liegen sieht, und noch mehr vielleicht, wenn er inne wird, wie dies Häuflein Menschen, welches anderwärts kaum eine kleine Stadt oder einen ansehnlichen Marktflecken zu beleben genügen würde, mit regem Gemein Sinn ausgestattet sich als ein Ganzes fühlt, mit warmer Liebe an dem Stückchen Erde hängt, das ihm seine ganze Heimat repräsentirt.

Zu den kleinsten dieser Kleinstaaten Europas gehört das Fürstenthum Liechtenstein, ein echtes Alpenland in dem schönen oberen Rheinthal, das auch dem Touristen manch Sehenswerthes bietet und daher, an der heute vielbefahrenen Route zwischen Vorarlberg und der Schweiz gelegen, einen Absteher wohl verdient. Deshalb möchten wir die Aufmerksamkeit unserer Leser einmal auch auf dieses anziehende Ländchen lenken.

Das Fürstenthum Liechtenstein, zwischen 47° 3' und 47° 16' nördl. Br. und zwischen 27° 9' und 27° 18' östl. L. v. J. gelegen, lehnt sich an den westlichen Abfall des Rätikon zum Oberlaufe des Rheines und bildet mit seinem größten Theile die rechte Seite des Rheinthalles vom Fläschberg im Süden bis hart oberhalb der Illmündung im Norden, ein Dreieck, welches sich nordwärts zuspitzt. Zwischen Vorarlberg im Osten, den Schweizercantonen Graubünden im Süden und St. Gallen im Westen ist es natürlich gut begrenzt, da gegen Süd und Ost im allgemeinen der westlichste Höhentamm des Rätikon, im Westen der Rheinlauf die Grenze markirt. Demgemäß ist auch die Hauptabdachung westwärts zum Flusse gekehrt, während eine zweite Richtung der Abdachung nach Norden geht, sowol auf der Höhe des abfallenden Gebirges, wie im Rheinthal. Liechtenstein umfaßt aber nicht blos die rechte Seite des letzteren, sondern auch noch den oberen Theil des von Norden eindringenden Thales der Samina, welche auf Vorarlberger Boden bei Fraßanz in die Ill mündet, und die kleinen, häufig schluchtartigen Thäler mehrerer Bäche, welche hier wie vielfach in den deutschen Alpen „Tobel“ genannt werden.

Das alpenreiche Saminathal, welches in südlicher Richtung bis nahe an die Südgrenze sich erstreckt, scheidet das Bergland Liechtensteins in zwei Züge.

Am oberen Ende dieses Thales erhebt sich an der Südostecke der culminirende Gipfel des Landes, der Naaskopf oder die Rothe Wand (2568 Meter). Aus der Höhe dieses Berges kann man ersehen, daß ewiger Schnee und Gletscher fehlen; Liechtenstein gehört größtentheils der Alpenregion des Gebirges an. Verfolgen wir vom Naaskopf aus den östlichen Grenzzug auf der rechten Seite des Saminathales nordwärts, so kommen wir über den Vermales-Sattel oder das Bettler-Joch zum Schafberg, über Sareiser Grat (1954 Meter) und Ohjenkopf (2283 Meter) zum Weinberg (2145 Meter) und über das Guschgiel-Joch zum Gallinakopf (2196 Meter). Hier verläßt die Landesgrenze den östlichen Höhenzug und wendet sich über den Schenenkopf nach West, überschreitet das Saminathal und schwingt sich jenseits desselben zu den fast aufgebauten Drei Schwestern wieder hinan. Am auch den westlichen Höhenzug an der linken Seite des Saminathales zu verfolgen, wenden wir uns wieder nach dem Süden. Dort vermittelt ein im Samina-Joch oder Zejs-Fürgeli eingesenker Grat die Verbindung zwischen dem Naaskopf und dem Rauhen Berg; daneben gipfelt der Gyrenspiz (2552 Meter), der zweite Berg des Landes. Hart am Samina-Joch setzt der erwähnte westliche Höhenzug an, in dem sich Plasteikopf (2356 Meter), Schafboden (2224 Meter), Rappenstein und Heuspiel (1867 Meter) erheben. Nun folgt die von einer Straße überschrittene Einsenkung des Triesener Kulms (1459 Meter), welche das Rheinthal mit dem Saminathal verbindet. Nördlich vom Kulum steigt das Gebirge wieder an; zunächst erhebt sich der Pilatus (1704 Meter), dann folgen die Bargellen-Alp (1741 Meter), der Gipsberg oder die Alp Spitze (1999 Meter), die Triesnerberggarjellen-Alpe und die schon erwähnten Drei Schwestern, deren höchster Gipfel die Kühgrat Spitze (2124 Meter) ist. Nördlich von den letzteren sinkt das Gebirge bedeutend herab. Ueber das Garjellen-Gck, den Weißen Schroffen (1606 Meter), die Gavadura-Alp (1634 Meter) und den Frastanzer Sand oder Rojaberg (1631 Meter) zieht hier die östliche Landesgrenze, verläßt aber dann die Höhe, sich nordwestlich herabjenkend.

In der südlichen breiteren Hälfte des Landes verzweigen sich die beiden beschriebenen Höhenzüge mehr. Vom mittleren Saminathal führt zunächst das Ballorschthal östlich und dann südlich zum Grenzflamme hinan. Bei der Stegalpe gabelt sich das Saminathal, das Hauptthal zieht in südlicher Richtung über die Valüna-Alpe bis gegen die Südgrenze, während das Malbunthal südöstlich gegen den Schafberg ansteigt. Zwischen dem Ballorsch- und dem Malbun-Thal breitet sich der Stoc des Stachlerkopfs (2085 Meter) aus; zwischen dem Malbunthal und dem obersten Saminathal gipfeln Hahnen Spiel und Noospiß (2088 Meter). Nordwestlich vom Gyrenspiz im südlichen Grenzflamme endlich, durch den Wildhaustobel von dem westlichen Hauptzuge getrennt, erheben sich das Mittelhorn (1897 Meter) und der Mittagspiß (1856 Meter).

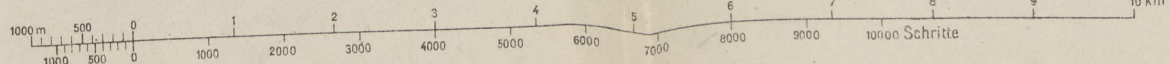
Noch sind zwei isolirte Höhen zu erwähnen: der Fläicherberg (1141 Meter) im Süden, von dem das Nordwestende nach Liechtenstein hereinreicht, und die langgezogene, mitten in der Rheinebene gelegene Felsenkette des Schellenbergs (625 Meter) im Norden. Letzterer ist durch eine tiefe, von der Eisenbahn zwischen Feldkirch und Buchs benutzte Thaleinsenkung von den Ausläufern des Rätikon ganz getrennt.

Das Rheinthal am Westfuße des Gebirges bildet einen schmalen ebenen Streifen, der aber im Norden von Schaan immer mehr an Breite gewinnt



A. Hartleben's Verlag.

Mafsstab 1:75,000



und der wegen seiner niedrigen Lage Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Balzers im Süden hat eine Höhe von 476 Meter, Vaduz 464, Schaan 463, Gamprin 438 Meter; an der Nordspitze beträgt die Seehöhe nur mehr wenig über 430 Meter. Jenseits des Rheins erhebt sich die Appenzeller Gebirgswelt, eine lange hohe Wand gegen den Rhein aufbauend, die jede Einsicht verbirgt, so daß selbst der hohe Säntis nicht gesehen werden kann. Die in der Rheinebene selbst liegenden Felsketten des Schellenbergs und Ardezenbergs lassen den Blick nur theilweise auf die weiter dahinterliegende Ebene durchgleiten.

Bei der Eintheilung der Alpen wird der Rätikon gewöhnlich dem krystallinischen Gebirge zugezählt, was aber eigentlich nur bezüglich seines südöstlichen höheren Theiles berechtigt ist; der ganze westliche Theil gehört nach seiner geognostischen Zusammensetzung schon zur Zone der nördlichen Kalkalpen. Dies gilt auch von Liechtenstein, welches außer einer ganz geringen Masse der Dias nur Gesteine des Cöcäns und der secundären Formationen aufweist. An der Westseite des Gebirgslandes finden wir einen der Flyschformation angehörigen schmalen Streifen, östlich daneben eine Zone des Dolomitgebirges, zwischen welchen beiden jedoch von Vaduz aus nach Nordost ein Streifen von Triasgesteinen streicht. An der linken Seite des oberen Saminathales erhebt sich ein der Dyasformation angehöriger Stock, an den sich im Süden jurassische Gesteine anlehnen. Der Fläischerberg besteht aus Jurakalk und Dolomit, der Schellenberg gehört der Kreideformation an. Die Ebene des Rheinthaales bilden alluviale Ablagerungen. In geologisch interessanten Vorkommnissen ist Liechtenstein reich. So findet man durch Petrefactenführung oder Lagerung bemerkenswerthe mächtige Amaltheenschichten (Algäuschichten), meist in Verbindung mit ammonitenführenden rothen Adnetherkalken über den Flysch gelagert im Wildhaustobel zwischen Balzers und Triesen. Auch der Fläischerberg ist eine Fundstätte von Jura-Ammoniten. Keuperpflanzen finden sich auf der Terrasse über Schloß Liechtenstein bei Vaduz, wo Eichen von der Linth auch mit den Pterophyllen die ältesten Käferreste entdeckte. Nur am Triesener Kuhl, zu dem der Weg über Virgloriakalk hinaufführt, kennt man außer Bactryllien (einer fossilen Algenart) auch Halobia Lommeli (eine fossile Muschel) aus den, oft griffelschiffenähnlich zerfallenden Partenschiefeln. Der Virgloriakalk am Ausgange des Mellauthales ist sehr versteinungsreich.

Nicht ohne Interesse ist ein Blick auf die statistischen Verhältnisse Liechtensteins. Das Fürstenthum hat nach der im Jahre 1870 vollendeten Katastralvermessung einen Flächeninhalt von 178,4 Quadratkilometer und übertrifft an Größe in Europa nur die selbständigen Staaten Monaco (22) und San Marino (59 Quadratkilometer). Es zählte am Ende des Jahres 1855 circa 7000, 1876: 8664 Einwohner und nach der Zählung vom Jahre 1886 eine anwesende Bevölkerung von 9593 Personen, davon 4897 männlichen und 4696 weiblichen Geschlechtes. Auf den Quadratkilometer entfallen 54 Bewohner, so daß Liechtenstein an Dichte der Bevölkerung die Schweizer Cantone Graubünden (13), Uri (16), Wallis (20), Unterwalden ob dem Walde (32) und nid dem Walde (43), Tessin (45) und Glarus (49), unter den österreichischen Alpenländern Salzburg (24), Tirol und Vorarlberg (32), Kärnten (35) und Krain (50) übertrifft. Die Bevölkerung ist wie in allen Staaten Europas in stetem Wachsen begriffen; dieselbe ist aber für ein echtes Gebirgsland mit fast ausschließlich landwirthschaftlicher Bevölkerung sehr erheblich, da sie in dem Jahrzehnt 1876 bis 1886 jährlich 1,06 Procent betrug. Es ist mit Recht anzunehmen, daß diese Zunahme nicht bloß durch natürliche Vermehrung, sondern auch durch

eine relativ erhebliche Einwanderung veranlaßt werde, da in Liechtenstein keine Militärpflicht besteht; so erklärt sich auch das Ueberwiegen der männlichen Einwohnerschaft, während in allen übrigen Alpenländern das weibliche Geschlecht die Mehrheit bildet.

Die Liechtensteiner sind ein freundliches und gefälliges Völkchen alemannischen Stammes, das sich fast ausschließlich zur römisch-katholischen Kirche bekennt. Vordem war das Land gleich Vorarlberg von Rätoromanen, den sogenannten Walen oder Welschen, und von den ebenfalls romanischen aus Wallis eingewanderten Walsern bewohnt; erst später drangen vom Bodensee her Alemannen ein, welche die romanische Bevölkerung allmählich germanisirten. Doch noch im 17. Jahrhundert war die romanische Sprache noch nicht ganz erloschen und die Bewohner von Triesnerberg gelten noch heute als Walser. Viele Orts-, Fluß-, Berg- und Alpennamen sind romanischen Ursprungs und leben unter den neueren deutschen Namen fort, wie: Baduz,¹ Gamprin, Schalun, Ballorsch, Samina, Gavadura, Balüna, Mazoura u. s. w.

Im fruchtbaren Rheinthal, welches durch ein mildes Klima bevorzugt ist, gedeihen neben dem Getreide auch Wein und Obst; der größere gebirgige Theil des Landes hat aber ein ziemlich rauhes Klima, dort wird auf vorzüglichen Weiden namentlich Viehzucht betrieben. Im Jahre 1886 zählte man 301 Pferde, 4726 Stück Rindvieh, 885 Schafe, 1863 Ziegen und 1803 Schweine. Die Bergeshöhen sind noch mit ausgedehnten Wäldern bedeckt. Die gewerbliche Industrie dieses echten Alpenlandes ist begreiflicherweise nicht groß; doch wird Holzindustrie betrieben und die Baumwollspinnerei zu Baduz sowie die Webereien in Baduz und Triesen sind beachtenswerth.

Das Fürstenthum Liechtenstein umfaßt zwei Bestandtheile, die obere Herrschaft oder die Herrschaft Baduz, jetzt Liechtenstein genannt, und die untere Herrschaft oder die Herrschaft Schellenberg. In ersterer liegen der Hauptort Baduz, ferner Schaan, Triesen, Triesnerberg, Balzers und Klein-Mels; in letzterer die Orte Schellenberg, Mauern, Eschen und Gamprin.

Liechtensteins Verfassung, die seit 1818 landständisch war, ist gegenwärtig constitutionell-monarchisch; sie beruht auf der Verfassungsurkunde vom 26. September 1862 und dem Gesetz vom 20. Januar 1878. Der Fürst, dessen Thron im Mannesstamme des fürstlich Liechtensteinischen Hauses erblich ist, übt die gesetzgebende Gewalt nur unter der Mitwirkung des Landtages aus, welchem das Recht der Initiative, sowie das Recht, sich den Präsidenten zu wählen, gewährleistet ist. Der Landtag besteht aus 15 Mitgliedern, von denen drei vom Fürsten ernannt, 12 durch Wahlmänner gewählt werden. Das active und passive Wahlrecht haben alle großjährigen männlichen Landesangehörigen, die im Vollgenuß der bürgerlichen Rechte stehen und im Fürstenthum wohnen. Das Mandat der Landtagsmitglieder währt vier Jahre, der Landtag wird vom Fürsten jährlich einberufen. Die gegenwärtige Organisation der Landesbehörden beruht auf der Verordnung vom 31. Mai 1871. Als Verwaltungsbehörde des Fürstenthums fungirt die fürstliche Regierung in Baduz, deren Chef, der Landesverweser, Ministerverantwortlichkeit besitzt. Der fürstlichen Regierung sind die Gemeindevorstände als Verwaltungsorgane unmittelbar untergeordnet. Ihr unterstehen ferner das Forstamt und die Cassenverwaltung für die Steuereinhebung und die öffentlichen Fonds. Nach dem Rechnungsabslusse für das Jahr 1887

¹ Baduz oder Balduz, corrumpt aus dem rätoromanischen Balduisch ist gleich „Süßthal“, ehemals Balduz, Balduisch.

beliefen sich die Einnahmen auf 169.441 fl. ö. W., die Ausgaben auf 143.176 fl. Die landschaftlichen Activcapitalien (einschließlich der öffentlichen Fonds) bezifferten sich auf 356.921 fl., die Staatsschuld betrug 61.250 fl. Der fürstliche Grundbesitz fällt in das Ressort der Domänenverwaltung, welche der fürstlichen Hofkanzlei in Wien untergeordnet ist. Ueber Berufungen in Administrativsachen entscheidet die fürstliche politische Recursinstanz, ebenfalls in Wien. Für die Rechtspflege sind bestellt in erster Instanz das fürstliche Landesgericht in Vaduz, in zweiter Instanz das fürstliche Appellationsgericht zu Wien, in dritter Instanz das k. k. Oberlandesgericht in Innsbruck. In kirchlicher Beziehung gehört Liechtenstein zur Diöcese Chur in der Schweiz und bildet ein Diöcesanapitel mit einem bischöflichen Landesvicar an der Spitze. Für die Leitung der Schulangelegenheiten ist ein Landes Schulrath bestellt.

Rücksichtlich der Zolleinnahmen, der Verzehrungssteuer und des Tabakmonopols bildet das Fürstenthum mit dem österreichischen Kronlande Vorarlberg auf Grund des Staatsvertrages vom 3. December 1876 und der Additional-Convention vom 27. November 1888 ein gemeinschaftliches Zoll- und Steuergebiet. Das Postregal in Liechtenstein wird von Oesterreich ausgeübt. Maße und Gewichte sind die metrischen, das Geld das österreichische.

Das Militär wurde im Jahre 1868 aufgelöst und die Bevölkerung von der Wehrpflicht entbunden; so bildet Liechtenstein in dieser Hinsicht gewiß ein Unicum unter allen Staaten der Erde.

(Schluß folgt.)

Astronomische und physikalische Geographie.

Project einer neuen photographischen Himmelskarte.

In Californien, wo es nichts Seltenes ist, daß reiche Capitalisten erhebliche Summen der Wissenschaft widmen, hat sich wieder eine Miß Bruce gefunden, welche die Summe von 50.000 Dollars für die Herstellung eines großen photographischen Fernrohres widmete. Ueber die zweckmäßigste Verwendung des Instrumentes hat der Director des Harvard College Observatory, Herr Edward C. Pickering, folgende Ansichten mitgetheilt, die wir durch „Sirius“ (Heft 9, S. 193) erfahren.

Was zunächst die Construction des Fernrohres anbelangt, so möchte Herr Pickering ein Objectiv haben, dessen Linsen mehr den von den Photographen benutzten, als denjenigen der astronomischen Fernrohre gleichen sollten. Die Oeffnung sollte 24 Zoll, die Brennweite 11 Fuß betragen, um Bilder von 1 Millimeter auf die Bogenminute zu erhalten. Auf diese Art würde man größere Gebiete auf einmal abphotographiren können, da fünf Grad im Quadrat auf einer Platte von 12 Zoll im Quadrat dargestellt werden könnten. Die zum Photographiren eines bestimmten Theiles des Himmels erforderliche Zeit würde so auch bedeutend verringert werden. Befände sich eine solche Vorrichtung an einem günstigen Ort und würde man sie beständig benutzen, so würden dadurch unsere Kenntnisse der Sterne mehr bereichert werden, als durch eine große Zahl gewöhnlicher Fernrohre.

Dieses große Fernrohr sollte nun zunächst für die Anfertigung einer neuen Karte des ganzen Himmels benutzt werden. Alle Sterne nördlich von 30° südl. Br. können in der Breite von Südcalifornien gut photographirt werden. Dieses Gebiet, welches drei Viertel des ganzen Himmels umfaßt, hat eine Fläche von 30.000 Quadratgrad, welche auf 1200 Platten vertheilbar wäre. Nun giebt es im Jahre 3600 Nachstunden. Streicht man hiervon die Hälfte wegen Mondschein oder Bewölkung und von dem Reste noch ein Drittel für mangelhafte Platten, so würde die ganze Arbeit in einem, höchstens zwei Jahren zu vollenden sein. Eine gleiche Zeit müßte für eine nochmalige Aufnahme verwendet werden, da es wesentlich ist, daß jeder Theil des Himmels wenigstens auf zwei Platten vorhanden ist, damit alle vermuthlichen Entdeckungen geprüft werden können.

Bei Benützung eines Prismas können die Spectren aller Sterne auf dieselbe Art und in derselben Zeit aufgenommen werden. Diese Arbeit wäre nun alle fünf oder zehn Jahre zu wiederholen, um allenfallsige Veränderungen entdecken zu können.

Das Fernrohr sollte an einem Orte mit den besten klimatischen Verhältnissen aufgestellt werden, womöglich auf einem Berge, wo die Luft so klar und stetig wie möglich ist.

Pickering hat auch Vorschläge über die Kosten eines solchen Unternehmens gemacht. Direct würde man Glasphotogramme von etwa 1 Quadratfuß Fläche erhalten, von denen jedes eine Himmelsfläche von circa 5 Quadratgrad umfassen würde. Glaspositive könnten hierbon durch directes Druckverfahren hergestellt und einzelne Exemplare für etwa 1 Dollar das Stück geliefert werden. Auch könnte man eine Ausgabe von Lichtdrucken auf Papier herstellen. Eine vollständige Reihe von etwa 1200 Platten würde wahrscheinlich für 200 Dollars zu haben sein. Dies würde im Vergleich mit den Ausgaben für ein Fernrohr, das weit weniger leistet, nur eine geringe Auslage sein. Die Kosten des Objectivs werden circa 20.000 Dollars betragen, die des Prismas 5000, der Ausrüstung 5000, des Gebäudes 5000, zusammen 35.000 Dollars. Rechnet man die Jahresauslagen, die Kosten der Ueberwachung, Bearbeitung der Beobachtungen u. s. w. dazu, so ergibt sich, daß mit einer Stiftung von 100.000 Dollars das Instrument beständig in Wirksamkeit bleiben könnte.

Was nun die Leistungen, die zu erwarten wären, anbelangt, so bemerkt Pickering, daß die schwächsten mit dem achtzölligen Fernrohr in Cambridge photographisch aufgenommenen Sterne selbst in einem 18zölligen Fernrohr direct unsichtbar sind. Die inneren Monde des Uranus sind in Cambridge mit einem 13zölligen Objectiv aufgenommen worden, obgleich sie zu den schwierigsten Beobachtungsobjecten gehören. Man kann daher erwarten, daß selbst Sterne, die zu schwach sind, um mit jedem anderen Instrument entdeckt zu werden, mit einem 24zölligen Objectiv aufgenommen werden können. Es geht daraus hervor, daß jeder mit verhältnismäßig geringen Kosten die Karte eines Himmelstheiles erhalten kann, welche Sterne zeigt, die zu schwach sind, als das man sie anderweitig beobachten könnte. Mit Hilfe solcher Karten können die verschiedensten Untersuchungen angestellt werden, z. B. die Aufindung von Doppelsternen, Nebelflecken, Asteroiden, von veränderlichen Sternen durch Vergleichung der Platten desselben Gebietes, die in verschiedenen Nächten aufgenommen wurden, die Entdeckung von Sternen mit großer Eigenbewegung, Untersuchungen über die Vertheilung der Sterne u. s. w. Die Sternspectren können zur Entdeckung planetarischer Nebel, veränderlicher Sterne, heller Linienspectren und anderer interessanter Gegenstände dienen.

Die Zahl der auf den Karten sich zeigenden Sterne wird wahrscheinlich so groß sein, daß es unmöglich bleiben wird, sie in ein Verzeichnis aufzunehmen. In einigen Fällen wird die Zahl der auf einer Platte photographisch aufgenommenen Sterne auf 20.000 bis 30.000 geschätzt.

Pickering hebt zum Schlusse noch einmal die Vortheile hervor, die man durch Ausführung seines Projectes erhalten würde, nur ist sonderbar, wie „Sirius“ ganz richtig bemerkt, daß er die Beschlüsse der Pariser Conferenz wegen Ausführung einer photographischen Himmelskarte durch gemeinsame internationale Arbeit gar nicht berücksichtigt.

Die Nikobaren.¹

Die Nikobaren bilden eine britisch-indische Inselgruppe im Meerbusen von Bengalen, südlich von den Andamanen zwischen 6° 40' bis 9° 20' nördl. Br. und 93 bis 94° östl. L. v. Gr. Die Gruppe, zusammen 1772 Quadratkilometer groß, besteht aus acht größeren und zwölf kleineren Inseln, unter denen Groß-Nikobar (874 Quadratkilometer) und Kamorta (208 Quadratkilometer) die bedeutendsten sind. Den Namen, der erst im vorigen Jahrhundert auftaucht, hat man noch nicht zu erklären vermocht. Man ist geneigt, ihn von dem einheimischen

¹ Literatur über die Nikobaren: S. Kink, Die nikobarischen Inseln (Kopenhagen 1847); Maurer, Die Nikobaren. Colonialgeschichte und Beschreibung nebst motivirtem Vorschlage zur Colonisation dieser Inseln durch Preußen (Berlin 1867); Scherzer giebt im Reiseverf der Novara-Expedition eine Beschreibung der Inselgruppe. Die österreichische Corvette „Aurora“ besuchte 1886 unter anderen auch diese Inseln, und der Fregattenarzt Sobotka berichtet darüber in den „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft, Wien“, Band 31, S. 261 bis 286, und Band 32, S. 88 bis 114 mit drei Karten und zwei ethnographischen Tafeln. G. S. Man, der sieben Jahre auf den Nikobaren zugebracht hat, veröffentlichte in dem „Journal of the Anthropological Society of Great Britain and Ireland“ (XVIII, Nr. 4, S. 354 bis 394, mit vier Tafeln) eine Monographie: „The Nicobar Islanders“.

Namen der Cocosnuß, njior oder nieor, abzuleiten, da Cocosnuße den Hauptausfuhrartikel bilden. Ob Sambelong, der Name der Hauptinsel, das malaiische Sambilon (neu) ist, bleibt zweifelhaft, da der Name auch von Cham Loong, Volk von Loong — letzteres der einheimische Name der Insel — herkommen könnte.

Die Nikobaren sind alte Festlandsstücke, Gebirgsinseln mit flachem Korallengürtel, der die Cocospflanzungen trägt und von dessen Breite die Wohnbarkeit abhängt. Die Inseln der Südgruppe erheben sich bis zu 600 Meter, Groß-Nikobar bis zu 634 Meter; das Gestein der Berge besteht aus Kalk, Sandstein und Schiefer. Mit geringen Ausnahmen sind die Inseln der Südgruppe vom Strand bis zum Gipfel mit den herrlichsten Waldungen, darunter Urecapalmen und Baumfarne von 12 bis 15 Meter Höhe, bedeckt, welche einen großen Reichtum an edlen Hölzern bergen. Auf den mittleren und nördlichen Inseln finden sich aber ausgedehnte Grasflächen. Mehrere vorzügliche Häfen sind vorhanden, besonders Mancowry Harbour, an welchem sich die gegenwärtige englische Ansiedelung befindet, und Ganges Harbour, außerdem zahlreiche Buchten, in denen Schiffe wenigstens während eines Sturmes mit voller Sicherheit anker können. Das Klima gehört bisher zu den verufensten; überall an der Küste herrschen böartige Malariafieber, und alle früheren Niederlassungsversuche sind durch sie vereitelt worden. Neben den Malariafiebern, denen auch die Eingeborenen unterliegen, sind Katarthe und andere Brustkrankheiten häufig, führen indes selten zu tödtlichem Ausgang. Beri-beri ist bis jetzt noch nicht zur Beobachtung gelangt. Dagegen ist Elephantiasis in recht böartigen Formen endemisch, besonders in der Centralgruppe; Teresa und die Sübinseln leiden weniger daran; Car Nikobar ist völlig frei. Wunden und Verletzungen heilen bei allen Nikobaren ohne jede Behandlung auffallend rasch und leicht. Die Bevölkerung der Nikobaren theilt sich in die Küstenbewohner und die von diesen ethnographisch stark abweichenden zahlreichen Stämme der wilden Binnenbewohner, der Cham Yen. Die Küstenbevölkerung steht den Bewohnern von Barma am nächsten und ist unzweifelhaft einer viel höheren Civilisation fähig, als die elenden Negritos der Andamanen. Bevölkerung und Civilisation nehmen in einer ganz auffallenden Weise von Süden nach Norden zu. Im Süden findet man nur wenige kleine, schmutzige Weiler mit spärlicher apathisch dahinlebender Bevölkerung, im Norden dicht bevölkerte, saubere, lebhaftere Dörfer mit einer verhältnismäßig bedeutenden Handelsbewegung. Car Nikobar, die nördlichste der Inseln, exportirt trotz ihrer dichten Bevölkerung jährlich 2,000,000 bis 3,000,000 Cocosnuße, daneben Schildpat, Trepan, und zieht großen Vortheil aus dem Verkaufe von Lebensmitteln an die zahlreichen anliegenden Schiffe. Die Hautfarbe der Bewohner ist ein röthliches oder gelbliches Braun; die Nase ist breit und flach; das schwarze Haar tragen die Männer lang, die Frauen scheren es kurz. Die Ohrläppchen sind ausnahmslos durchbohrt und durch eingesezte Holzcylinder, Nothstücke oder Scheiben entstellt. Das Betelrauchen ist allgemein. Die nikobarische Sprache, welche sich in sechs Dialekte trennt, enthält eine große Anzahl eigenthümlicher Töne (Kehl- und Nasenlaute). Fischfang bildet die Hauptbeschäftigung; von Hausthieren hält man nur Hunde, Schweine, Hühner. Die Zahl der Einwohner wurde für 1887 auf etwa 6200 angegeben; eine Bevölkerungsabnahme wird ziemlich allgemein angenommen, ist aber nicht sicher erwiesen; für Car Nikobar ist sogar eine erhebliche Zunahme zweifellos.

Im Jahre 1756 nahmen zuerst die Dänen von der Inselgruppe Besitz, taufte sie Friedrichsinseln und gründeten auf Car Nikobar die Niederlassung Neu-Dänemark. Indessen raffte das Klima die ersten Ansiedler schnell dahin. Von 25 Herrnhutermissionären, welche von 1768 bis 1787 nach Mancowry Harbour gesandt wurden, ist nur einer zurückgekehrt, und die verschiedenen Versuche der Dänen, festen Fuß zu fassen, sind dadurch immer vereitelt worden. Seit 1869 ist die Inselgruppe in den Besitz der Engländer übergegangen und bildet seither mit den Andamanen einen Verwaltungsbezirk. Die einzige englische Niederlassung ist der Hafen Mancowry (Mankauri) auf Kamorta mit etwa 300 Einwohnern, davon 235 Sträflinge, 50 Soldaten, 27 Polizisten. (W. W.)

Politische Geographie und Statistik.

Die Fabriksindustrie in Schweden.

Die Fabriksthätigkeit in Schweden ist in den Jahren 1866 bis 1887 im allgemeinen in einen erfreulichen Aufschwung gerathen.

Im Jahre 1866 finden wir, daß die schwedischen Fabriken, 2327 in Anzahl, 31.322 Arbeiter beschäftigten, und daß der Werth der producirten Waaren die Summe von 83,748.421 Kronen betrug. Im Jahre 1887 war die Anzahl der Fabriken bis auf 3087 gestiegen, welche 74.467 Arbeiter verwendeten, und der Werth ihrer producirten Waaren belief sich auf 191.500.015

Kronen. Aus obigem geht deutlich hervor, daß in diesen 21 Jahren die Anzahl der Fabriken beträchtlich zugenommen, daß aber die darin untergebrachten Arbeiter, sowol wie der Waarenwerth mehr als um das Doppelte vermehrt wurden.

Der erhebliche Fortschritt ist insbesondere, wie nachfolgende Tabellen zeigen, bei gewissen Industrien ins Auge fallend:

1866			1887			
Anzahl		Werth	Anzahl		Werth	
Fabriken	Arbeiter		Fabriken	Arbeiter		
Mech. Werkstätten . . .	93	4,727	7,892,565	214	10,868	23,226,340
Chem.-techn. Fabriken . . .	43	169	492,462	106	978	5,139,654
Mech. Tischlereien . . .	3	124	154,000	65	2,748	7,029,701
Mech. Wollgarneispinn. . .	28	126	95,153	81	1,065	2,568,716
Baumwollwebereien . . .	16	1,637	5,597,559	30	3,906	12,270,147
Zuckerraffinerien . . .	9	1,240	13,036,625	11	2,072	21,866,785
Tabakfabriken . . .	105	2,481	6,329,216	96	2,935	10,296,467
Streichhölzfabriken . . .	14	1,415	859,382	31	4,887	7,482,689
Lithograph. Anstalten . . .	3	159	276,705	16	860	1,785,436
Färbereien	405	968	1,194,053	302	1,706	2,623,347

Die Entwicklung dieser Industriezweige ist also im allgemeinen nicht nur sehr befriedigend, sondern in gewissen Fällen sogar glänzend gewesen, indem z. B. die Anzahl der mechanischen Tischlereien sich von 3 bis auf 65 emporgeschwungen, d. h. sich mehr als 20mal vervielfältigte, die Arbeiterzahl indessen und der Productionswert von respective nur 124 und 154,000 auf respective 2748 und 7,029,701 herangewachsen. In demselben Zeitraume zeigen uns zwar etliche ältere Industriezweige entweder wenig oder keinen Fortschritt, oder sind sogar ganz eingegangen, wie z. B. Rattendruckereien, Sichorie-, Mineralöl-, Kerzenfabriken u. dgl.; dagegen sind viele andere mehr oder weniger wichtige Industrien in den letzten Jahren aufgetaucht und sehen, wie nachfolgende Tabelle zeigt, einer erfolgreichen Zukunft entgegen.

1887			
Anzahl		Werth	
Fabriken	Arbeiter		
Malzgetränke-Fabriken . . .	151	3,284	12,079,816
Papiermassfabriken . . .	50	2,209	5,282,623
Ziegeleien	262	3,709	2,444,527
Eisen- und Stahlfabriken	94	1,474	2,136,518
Gasfabriken	26	596	2,200,273
Metall- und Bronzefabriken	34	513	1,079,785
Fachbindereien	12	326	1,200,203
Steinhauereien	40	2,510	1,030,368

Im vorangehenden sind nur die wichtigeren Industriezweige angeführt; der Raum der Zeitschrift gestattet nicht ins Nähere über dieses Thema einzugehen. Doch erhellt bereits daraus, daß die Fabrikthätigkeit in Schweden während der angegebenen Periode unstreitig sich sehr entwickelt hat, denn, wie wir sahen, war ja die Anzahl der Fabriken im Jahre 1866 nur 2327, im Jahre 1887 dagegen 3087, mit 31,322 Arbeitern und 83,738,420 Kronen Productionswert im ersten, gegen respective 74,467 und 191,500,015 im letzten Falle.

Die Besitzungen Italiens in Afrika.

Auf Grund gütiger Mittheilung des Professors Dr. G. Marinelli in Padua sind wir in der Lage, unseren Lesern eine approximative Uebersicht über die Ausdehnung und Bevölkerung der directen Besitzungen und Protectoratsgebiete Italiens in Afrika zu geben.

1. Unmittelbare Besitzungen.

	Quadrat- kilometer	Einwohner
Massaua und Umgebungen bis zum oberen und mittleren Thal des Lebka und bis zu 16° nördl. Br. mit Keren und Asmara	7.740	63.000
Dahlat-Archipel	1.420	2.000
zusammen	9.160	65.000
Hierzu reguläre Truppen		circa 5.000
Hierzu irreguläre Truppen		2.500
Summe	9.160	72.500
Affab, Bailul, Gubbi	1.420	6.800
Totale der unmittelbaren Besitzungen	10.580	79.300

2. Gebiete unter Protectorat.

Nilet		4.000
Uara, Taura und Meschelit, Mensa		8.600
Habab		41.500
Stämme im Westen und Nordwesten von Keren		13.000
Beni Amer		45.000
Affaorta		15.500
Teroa-bet Mufa, Zula, Arafati, Matafille, Insel Gauatil		4.200
zusammen	25.700	131.800
Damoheita (Demhoita)		14.000
Mageita		2.000
zusammen		16.000
Litorale (sammt Inseln) von Afar und Danakil bis einschließlich Raheita	16.200	
Totale der Protectoratsgebiete, deren Areal und Ein- wohnerzahl sich schätzen läßt	41.900	147.800
Sultanat von Opia und Litorale der Somalilüste nördlich bis zum Cap Beduin, in einer Breite von circa 50 Kilometer (16. Mai 1889) ¹	35.000	?
Neues Protectorat an der Somalilüste (19. November 1889), von der Grenze des Gebiets von Kismaju nördlich bis 2 1/2° nördl. Br. ¹	20.000	?
zusammen	55.000	?

Zusammenfassung :

1. Unmittelbare Besitzungen	10.580	79.300
2. Gebiete unter Protectorat	96.900	160.000 ²
Hauptsumme	117.480	239.300 ²

3.

Die Eisenbahnen der Schweiz. Das Eisenbahnwesen der Schweiz hat sich im Anfange nur langsam entwickelt. Nachdem sich dasselbe von 1860 Meter im Jahre 1844 auf 38.452 Meter im Jahre 1854 ausgedehnt hatte, zeigte es 1860 eine Baulänge von 1.052.830 Meter, 1870 eine solche von 1.420.462 Meter nebst 5740 Meter Tramways, 1880 ist es auf 2.520.747 Meter nebst 2787 Meter Drahtseilbahnen und 12.130 Meter Tramways gestiegen, und 1888 hatte es nach der soeben ausgegebenen officiellen Statistik eine Baulänge von 2.868.867 Meter Locomotivbahnen, 6349 Meter Drahtseilbahnen und 32.877 Meter Tramways aufzuweisen, dazu kommen auf dem Territorium der Schweiz noch 61.707 Meter Bahnstrecken ausländischer Unternehmungen. Wenn man dagegen die im Auslande gelegenen eidgenössischen Bahnstrecken mitrechnet, dann stellten die schweizerischen Bahnen mit Locomotivbetrieb im

¹ Weiläufige Schätzung.

² Ohne Truppen und ohne die ganz unbekannte Einwohnerchaft der Somalilüste, deren Zahl man mit einiger Wahrscheinlichkeit zu 220.000 Seelen annehmen kann.

ganzen eine Betriebslänge von 3010 Kilometer dar. Fassen wir die Rentabilitätsverhältnisse des schweizerischen Locomotivbahneses genauer ins Auge, so stellten sich zunächst die Betriebseinnahmen 1888 auf 82,283.477 Francs und die Betriebsausgaben auf 43,850.883 Francs, so daß der Betrieb einen Einnahmeüberschuß von 38,432.594 Francs ergab. Für den Bahnkilometer beliefen sich die Einnahmen 1884 auf 24.834 Francs, 1885 auf 25.515 Francs, 1886 auf 25.967 Francs, 1887 auf 26.821 Francs, 1888 auf 27.544 Francs, die Ausgaben dagegen auf 13.357, beziehungsweise 13.695, 14.150, 14.361 und 14.679 Francs. Hiernach sind also sowohl Einnahmen als Ausgaben seit 1884 stetig gestiegen, und, soweit die Ergebnisse aus dem Jahre 1889 bekannt sind, hat sich jene Steigerung auch in diesem Jahre fortgesetzt; dabei sind die Einnahmen in einem wesentlich stärkeren Verhältnis gewachsen als die Ausgaben. Schließlich sei hervorgehoben, daß sich der durchschnittliche Reinertrag sämmtlicher schweizerischen Locomotivbahnen im Jahre 1884 auf 2,830 Procent, 1885 auf 2,940, 1886 auf 3,010, 1887 auf 3,112 und 1888 auf 3,392 Procent, also von Jahr zu Jahr höher stellte. Da auch für das Jahr 1889 eine weitere Zunahme dieser Verhältniszahl zu erwarten ist, so bildet dies ein Zeichen für die gesunde Entwicklung des schweizerischen Eisenbahnwesens.

Der Norden von Queensland. Der nördliche Theil von Queensland in Australien, dessen Abtrennung vom Süden zu einer besonderen Colonie wol nur eine Zeitfrage ist, dient ausschließlich für Viehzucht, Bergbau und Zuckerplantagen. Die dortige, einer Actiengesellschaft gehörige Mount Morgan-Goldmine, 48 Kilometer südwestlich von Rockhampton, ist wol die reichste Goldmine der Erde. Ihr Werth wird auf 30,000,000 Pfund Sterling geschätzt, und der Gewinn aus derselben im Jahre 1889 betrug 1,800,000 Pfund Sterling. Die Actien, auf welche überhaupt nur 17 Schilling 6 Pence eingezahlt wurden, hatten bereits einen Cours von 17 Pfund Sterling erreicht. Die Zuckerindustrie, in welcher ein Capital von 5,000,000 Pfund Sterling veranlagt wurde, steht in hoher Blüthe; in den letzten zehn Jahren wurden nicht weniger als 345,255 Tonnen Zucker zu 4,701.122 Pfund Sterling nach auswärts exportirt. Im Jahre 1889 verringerte sich, in Folge von Ueberschwemmungen und ungünstigen Temperaturverhältnissen, der Ertrag auf 40,000 Tonnen. Ihre Blüthe verdanken die Plantagen der Verwendung von polyneesischen Arbeitern, deren Zahl sich Ende 1889 auf 8000 belief. Sie werden im ganzen gut behandelt und gut genährt und sind, wenn sie nach vier Jahren auf ihre Inseln zurückgebracht werden, des Cannibalismus entwöhnt, ein wenig civilisirt und, zu ihrem Nutzen, an nützliche Arbeit gewöhnt worden. Daß beim Engagement dieser Kanaken manche Ungehörigkeit vorgekommen, mag sein, aber die Sache wurde dann doch von der Geisteslichkeit, namentlich von den sogenannten white-chokers, mehr aufgebauscht als sie verdiente. Kurz, im Jahre 1885 beschloß das Parlament von Queensland, daß mit dem Jahre 1893 die Einführung und Verwendung von Polyneesiern zu Arbeitern auf den Plantagen gänzlich untersagt sein solle. Mit diesem Verbote wäre die Zuckerindustrie in Queensland so gut wie lahm gelegt, da in einem tropischen Klima weiße Arbeiter keine Feldarbeiten im Freien verrichten, und überdies bei ihnen viel höheren Löhnen keine Plantagen bestehen können. Die Agitation für Lostrennung des Nordens vom Süden basiert hauptsächlich auf diesen Parlamentsbeschlüssen — einem colour-blind nonsense, wie man ihn genannt hat —, sowie auch auf der vermeintlichen Vernachlässigung des Nordens bei Anlagen von Eisenbahnen und anderen öffentlichen Bauten. Greffrath.

Silber- und Goldausbeute in Mexiko. Mexiko hat seit Cortez' Zeiten einen bedeutenden Bruchtheil des Silbervorraths der Welt geliefert. Den neuesten statistischen Nachweisen jenes Staates zufolge beziffert sich die Silberprägung dieses Landes seit 1537 auf 3.215,951.818 Dollars. Davon fallen auf die Zeit von

1537 bis	1821 =	2.081,260.656 Dollars
1822 "	1873 =	758,822.054 "
1873 " Juni	1889 =	375,869.108 "
<hr/>		
1537 bis Ende Juni 1889	=	3.215,951.818 Dollars

In dieser hohen Summe ist aber jener Betrag, der in Barren ausgeführt wurde, nicht enthalten. Ueber die Höhe dieses Betrages fehlen alle statistischen Angaben. Nach Schätzungen von Valentine beträgt die Silberausbeute in dem erwähnten Zeitraum von 350 Jahren 3.500,000,000 Dollar. Im Jahre 1878 betrug die gesammte Silberproduction Mexikos 25,000,000, heutzutage 40,000,000. Demnach hat sich dieselbe seit 12 Jahren um 60 Procent gesteigert. — Die Goldausbeute Mexikos ist verhältnismäßig geringer. Es wurden gewonnen:

Von 1537 bis	1821 =	68,778.411 Dollars
" 1821	1873 =	45,589.020 "
" 1873 " Juni	1889 =	8,691.169 "
<hr/>		
Von 1537 bis Juni 1889	=	123,058.600 Dollars

Doch ist auch die Goldbaube Mexikos in diesem langen Zeitraum größer gewesen, als dies die Summe des gemünzten Goldes angiebt, da der größere Theil des Goldes ausgeführt wurde, ohne zuvor die Münze zu prägen. Tromnau.

Die Bevölkerung Sydneys. Die erste europäische (englische) Ansiedelung in Australien begann bekanntlich im Jahre 1788 dort, wo heutzutage Sydney am Port Jackson, dem schönsten und sichersten Hafen der Erde, liegt. Im Jahre 1828 zählte die Stadt erst 10.815 Einwohner. Im Jahre 1861 war die Bevölkerung auf 95.596, in 1871 auf 136.483, in 1881 auf 224.211 und Ende 1888 auf 366.684 gestiegen. Es ist damit das Weichbild von Sydney mit den Vorstädten im Umkreise von 16 Kilometer gemeint. Die eigentliche City of Sydney hatte Ende 1888 eine Einwohnerzahl von 127.449 — 70.082 männlichen und 57.367 weiblichen Geschlechts — während die Vorstädte 239.235 — 121.080 männliche und 118.155 weibliche — Personen zählten. Da Ende 1888 die Gesamtbevölkerung der Colonie sich auf 1.085.740 belief, so entfielen 34 Procent derselben auf die Hauptstadt, jedenfalls ein Mißverhältnis zum Nachtheile der Colonie. Unter den 27 Vorstädten von Sydney sind die bedeutendsten Balmain mit 27.000, Nedfern mit 19.600, Newtown mit 17.500, Paddington mit 16.000, Leichardt mit 15.700, the Glebe mit 15.540, Marricville mit 12.000, Petersham mit 10.200, Ashfield mit 9900 u. s. w. Seelen. Nächst Sydney sind die bevölkertsten Städte der Colonie Neu-Süd-Wales Broken Hill mit 16.000, Newcastle mit 15.000, Goulburn mit 12.000, Parramatta mit 12.000, Bathurst mit 10.000, Albury mit 6000, Grafton mit 5200 u. s. w. Seelen. Gr.

Tabakindustrie in den Vereinigten Staaten. In den Vereinigten Staaten von Amerika giebt es im ganzen 744 Tabakfabriken, und zwar 519 in den Südstaaten, 74 in New-York, 33 in Ohio, 31 in Pennsylvania und 13 in New-Jersey. Zudem beschäftigen sich 30.000 Engroshändler und 400.000 Detailhändler mit Tabakhandel. 1886 wurden an Steuern bezahlt für 42.060.626 Pfund Rauchtobak, 15.791.773 Pfund feingeschnittene und 96.041.262 Pfund Sauntobak, sowie 5.022.863 Pfund Schnupftobak. Hieraus ist ersichtlich, daß in den Vereinigten Staaten der Consum von Sauntobak fast dreimal größer ist als der Consum von Rauchtobak. Gro.

Kleine Mittheilungen aus allen Erdtheilen.

Europa.

Tiefenmessungen im Bodensee. Wie unseren Lesern vielleicht noch erinnerlich, hat im October 1886 eine Commission der Uferstaaten am Bodensee beschlossen, durch die betreffenden Regierungen das eidgenössische topographische Bureau zu ersuchen, daßselbe möge seine Tiefenlothungen auf den ganzen Bodensee ausdehnen und eine Original-Tiefenkarte desselben herstellen. Diese Tiefenmessungen sind nunmehr beendet. Die größte Tiefe ergab sich im Ueberlingersee unweit Ueberlingen, im Obersee an der Klause bei Bregenz, also hart unterhalb des Pfändergebirgstockes. Von der Insel Lindau und mit ihr im Zusammenhange zieht sich nach dem Kloster Mehrerau in Borarlberg im See ein förmlicher Berggrücken hin, über welchem die Wassertiefe eine sehr geringe ist. Zwischen diesem Berge quer durch den See und dem Pfänder stellt der See einen trichterartigen Kessel mit großen Tiefen dar. Hoffentlich werden die genauen Ergebnisse dieser Messungen bald veröffentlicht werden.

Dr. Thoroddsen's Forschungen auf Island. Adjunct Dr. Thoroddsen in Reykjavik auf Island, der dem Reichsmuseum in Stockholm bereits große Sammlungen fossiler Pflanzen verehrte und dafür die goldene Linnédenkmünze der Akademie der Wissenschaften erhielt, hat jetzt auch vom Freiherrn Oskar Dickson ein Stipendium von 1200 Kronen zur Durchführung der Sneeefellsneshalbinsel auf Island zugewiesen erhalten. Dr. Thoroddsen erhalt damit Gelegenheit, seine bisherigen Untersuchungen bezüglich der geologischen und naturhistorischen Beschaffenheit dieses ältesten Ansiedelungsortes der Norweger beenden zu können.

Asien.

Die Eisenbahn Ismid-Angora. Gegen Ende Mai dieses Jahres wird das erste größere Stück der Eisenbahnlinie Ismid-Angora, die 40 Kilometer lange Strecke von Ismid bis Sabandja, dem öffentlichen Verkehr übergeben werden. Die ganze Bahn ist von deutschen Ingenieuren gebaut und in jeder Hinsicht trefflich ausgeführt. Die durchschnittene Strecke bietet stellenweise hervorragende landschaftliche Reize. Wahrhaft zauberisch ist die Fahrt um den Golf von Ismid, der in mannigfacher Beziehung an den von Neapel gemahnt. Schon jetzt läßt sich erkennen, daß die Bahn auf die ganze Landstrecke von nicht hoch genug zu

schägendem Cultureinflusse sein wird; einer der charakteristischen Vorboten zeigt sich heute bereits, indem das in der Nähe der Bahn gelegene Grundeigenthum stellenweise um 60 Procent im Werthe gestiegen ist.

Die syrischen Schwämme. Die Schwammgegend von Syrien erstreckt sich längs der Küste vom Berg Karmel im Süden bis Alexandrette im Norden, die Mittelpunkte der Production sind die Städte an der Küste des Libanon. Mehr als 300 Boote sind hier bei der Schwammfischerei beschäftigt. Die jährliche, doch im Abnehmen begriffene Ausbente ist 400.000 bis 600.000 Mark. Die meisten Boote sind gewöhnliche Fischerboote, 6 bis 10 Meter lang, zu drei Viertel verdeckt, mit einem Mast und einem Raafegel. Die Besatzung besteht aus 4 bis 5 Mann, von denen einer das Segel besorgt, die anderen tauchen. In früheren Jahren war die Küste viel von griechischen Tauchern aus den Inseln des Archipelagus besucht, jetzt kommen jährlich 5 bis 6 Boote, da die Syrer in ihrer Geschicklichkeit keine Concurrenz aufkommen lassen. Das Tauchen wird von früher Jugend bis zum 40. Jahre betrieben, wonach dann nur noch wenig ältere Taucher brauchbar sind. Die Tiefe, in welche die Taucher hinabsteigen, variiert von 8 bis 80 Meter; die Zeit, die sie unter Wasser zubringen, hängt von natürlicher Anlage, Alter und Lebung ab: 60 Secunden werden schon als gute Leistung betrachtet, in seltenen Fällen kommen 180 Secunden vor. Der syrische Taucher läßt sich von einem großen Steine in die Tiefe ziehen, in die Höhe gezogen wird er von einem Kameraden. Auf dem Grunde hält er sich mit einer Hand an der Leine, mit der anderen pflückt er die Schwämme, die er in ein ungebundenes Netz steckt. Jährlich kommen einige Unglücksfälle vor, indem die Geübten und Kühnen, um mehr sammeln zu können, die Leine loslassen, diese nicht mehr finden und ohne Hilfe nicht aufsteigen können. Bisweilen verwundet sich der Taucher an scharfen Felsen oder geräth in großen Tiefen durch Verwirrung seiner Leine in Gefahr. Obgleich die Schwämme in Größe und Qualität sehr verschieden sind, theilt man sie im Allgemeinen in drei Classen: 1. Feine weiße, glockenförmige Schwämme: Toiletenschwämme; 2. große röhliche: Badeschwämme; 3. grobe rothe zum Hausgebrauch, wie Wagenwaschen u. s. w. Zwei Drittel der Ernte an der syrischen Küste werden von einheimischen Kaufleuten zum Export angekauft, das letzte Drittel kaufen französische Agenten an Ort und Stelle. Den größten Theil der feinen Schwämme nimmt Frankreich in Anspruch. Ein Zehntel des Preises, den die Kinder erhalten, fällt an den Staat. (Nach Scientif. Amer. — Vgl. auch Geographische Nachrichten, Bd. III, S. 38.) Gro.

Kameelkämpfe in Syrien und Arabien. Neuerdings werden Kämpfe zwischen Kameelen von den Einwohnern Syriens und Arabiens als eine bevorzugte Art von Sport und Volksbelustigung gepflegt. Besonders im Libanon werden „Kameelkämpfe“ geübt, welche über eine erstaunliche Körperstärke und Gewandtheit verfügen. In den letzten Tagen des März dieses Jahres, so erzählt die in Smyrna erscheinende „Almathea“, fand dort ein großartiger Wettkampf zwischen den beiden „berühmtesten“ Kameelen Vorderasiens statt, zwischen der „Meima“ aus Syrien und dem Dromedar „Karanat“ aus Burnoba, welcher eine nach tausenden zählende Zuschauermenge anderthalb Stunden lang in athemloser Spannung hielt. Beide Thiere stürzten fortwährend aufeinander los, bäumten sich auf und suchten sich gegenseitig auf den Boden zu strecken. Jeder erneute Sprung wurde beklatscht, doch keiner der beiden Kämpfer wankte. Endlich gelang es der „Meima“, einem Hochsprung ihres Gegners geschickt auszuweichen, um diesen dann von der Seite in den Sand zu werfen. Als Preis erhielt der Besizer der „Meima“ auch den besiegten „Karanat“ und wird, nachdem sich die Thiere von ihren wechselseitig empfangenen Wunden wieder erholt haben, die Vorführung seiner Kampfthiere fortsetzen.

Vollendung des Rhodschak-Tunnels. Wie man aus London berichtet, ist der Bau des großen Tunnels von Rhodschak, zwischen Quettah und Kandahar, beendet worden. Mit der Herstellung dieses Tunnels ist der Durchstich des Amrangebirges vollzogen, welches ein mächtiges Hindernis für eine Armee bildete, die von Indien nach Kandahar vordringen wollte. Dieses Hindernis existirt nicht mehr, und England besitzt nunmehr eine leichte Verbindung mit dem Süden Afghanistans, welche es sogar in die Lage setzt, dorthin in wenigen Tagen Truppen zu versetzen zu können für den Fall, als ein neueres Vordringen Rußlands stattfinden sollte. Der Bau dieses Tunnels wird auch für den Handel Kandahars mit Indien, welcher nach Eröffnung dieses Verkehrsweges einen außerordentlichen Aufschwung nehmen wird, von großem Nutzen sein.

Regulirung des Hoangho. Von der chinesischen Regierung werden für die Regulirung des Hoangho, dessen Ueberschwemmungen in den letzten Jahren so ungeheure Verluste herbeiführten, fortwährend große Aufwendungen gemacht. Der Gouverneur von Schantung hat die Höhe der allein in seinem Bezirke nöthigen Summe zur Verstärkung von Dämmen, zum Neubau von Steinwällen und Ankauf von Bagger Schiffen für dieses Jahr auf 2,885.000

Taels (à 6 Mark 47 Pfennige) berechnet, und das Finanzministerium hat den Befehl erhalten, die geforderte Summe zu beschaffen. Ein Theil der Wassermasse des Gelben Flusses soll in den Zu-Hai abgeleitet werden. Die Mündung des Stromes ist jetzt tiefer und breiter als früher, und um diesen Zustand zu erhalten, ist seit dem letzten Giszange von Hanchinyuan abwärts auf einer Strecke von mehr als 30 Li (à 555 Meter) mit dem Bau starker Einfassungsdämme begonnen worden. Sechs Bezirkshauptstädte, die unmittelbar am Hoangho liegen, sollten in Folge der fortdauernden Verwüstung durch die Ueberschwemmungen ganz verlegt werden, in dessen hat die Regierung von dem Plane Abstand genommen, da, abgesehen von den Schwierigkeiten der Uebersiedelung tausender von Familien, der Neubau von Amtsgebäuden, Speichern u. s. w. die Mittel der Regierung übersteigen würde. Man wird sich daher mit der Herstellung großer Schutzbauten begnügen.

Von den Riukiu-Inseln. Wie der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ aus Schanghai geschrieben wird, will die chinesische Regierung bei der japanischen die Riukiufrage wieder in Anregung bringen. Die Inselgruppe der Riukiu (Lutschu), ihrer geographischen Lage nach Ausläufer der großen Inselgruppe des japanischen Reiches, nach Süden hin sich gegen die chinesische Insel Formosa erstreckend, bildet seit längerer Zeit einen Gegenstand des Streites zwischen Japan und China. Der „Ostasiatische Lloyd“ ist der Ansicht, daß die Ansprüche Japans auf den Besitz der Inselgruppe bedeutend besser begründet sind als die der Regierung von Peking, und beruft sich dabei vor allem darauf, daß die Bewohner mit den Japanern näher verwandt sind als mit den Chinesen und früher auch Tribut an den Prinzen von Satsuma zahlten, dessen Lehensherrschaft im Süden der japanischen Insel Riukiu gelegen war. Als im Anfang der Siebzigerjahre eine Anzahl Riukiulaner an der Küste von Formosa Schiffbruch litten und von den Formolanern ermordet wurden, wandte sich die japanische Regierung um Genugthuung an die Regierung von Peking, und als diese auf wiederholtes Ansuchen keine Genugthuung gewährte und die Verantwortlichkeit für die Handlungen der Formolaner ablehnte, schickte Japan Truppen nach Formosa, worin aber China einen Friedensbruch erblickte. Die Sache hätte zum Kriege führen können, wenn sie nicht durch die Vermittlung des englischen Gesandten in Peking, Herrn Wade, auf friedlichem Wege ausgeglichen worden wäre. Die Chinesen zahlten den Japanern eine Entschädigung von 500.000 Taels (etwa 2.500.000 Mark), und die Japaner räumten die Insel. Als der „König“ der Riukiu-Lente aber weiterhin Tribut nach Peking zahlte, wurde er von der japanischen Regierung seiner Macht entkleidet und die Riukiu in eine japanische Provinz unter dem Namen Okinawa verwandelt. Die chinesische Centralregierung zu Peking erklärte dem gegenüber, daß die Riukiu, wie ihre Tributzahlung beweise, unter Chinas Oberhoheit ständen, worauf Japan erwiderte, daß China durch die obenerwähnte Entschädigungszahlung von 1873 die Landeshoheit Japans selbst anerkannt habe. Als der frühere Präsident der Vereinigten Staaten, Grant, im Jahre 1879 China besuchte, wurde ihm das Schiedsrichteramt in dem Streite über den Besitz der Riukiu angetragen. Er machte den Vorschlag, den südlichen Theil der Inseln, die Nijato-Sima-Gruppe, welche näher bei Formosa liegt, an China zu überlassen, die übrigen Inseln sollten bei Japan bleiben. Indessen war damit keine von beiden Parteien zufrieden, und Japan hofft sein Eigenthumsrecht auf die ganze Inselreihe bei der eventuell bevorstehenden neuen Verhandlung mit China zur Anerkennung zu bringen.

Afrika.

Nachrichten von Dr. Peters. Von Dr. Peters ist inzwischen der dem geschäftsführenden Ausschusse des deutschen Emin Bascha-Comités telegraphisch angekündigte Brief aus Kapte Namassia (am Varingo-Nyanza) eingetroffen. Vom 16. Januar datirt, theilt der Schreiber mit, die Expedition sei den Tana hinaus bis zum Quellgebiet marschirt, habe vom 16. bis zum 26. November im Berglande Mamoni gelagert und sei nach vergeblichen Versuchen, den Tana zu überbrücken, am rechten Ufer nach Kituju durch die Landchaft Nsippia bis zum Varingo-See unter vielfachen Kämpfen mit Eingeborenen gezogen. Am 22. December fand ein Kampf bei Gbejet mit Massais statt, wobei ein Askari an Peters' Seite fiel. In der Christnacht erfolgte ein Ueberfall durch Massais. Am 7. Januar Ankunft in Ndjemps (südlich am Varingo-See), von wo die Expedition am 13. Januar nach dem Victoria-Nyanza aufbrach. Der Bestand der Colonne war am 16. Januar folgender: Anker Peters und Tiedemann fünfzig Träger, zehn Soldaten, drei Kameelführer, zwei Küchensungen und drei Diener.

Von der Delagoa-Bahn. Ein Telegramm aus Lourenço Marquez meldete Ende April dieses Jahres die Eröffnung der fertiggestellten Eisenbahn von Delagoa-Bai nach der Grenze von Transvaal.

Amerika.

Statistische Daten über Tornados in Nordamerika. Von 600 Cyclonen (Wirbelstürme), welche zwischen den Jahren 1794 und 1881, einer Zeitperiode von 87 Jahren, vorgekommen sind, haben Kansas 62, Illinois 54, Missouri 44, Iowa 32, den Staat New-York und Georgia der Reihe nach zunächst betroffen. Ihre allgemeine Richtung ist von Westen nach Osten gewesen, mit einer Weitenausdehnung von 10 bis 10,000 Fuß (Mittelweite von 1065 Fuß) und mit einer Schnelligkeit von 12 bis 60 engl. Meilen in der Stunde (Mittelschnelligkeit 30 Meilen in der Stunde). Die meisten Cyclone sind im Monat Juni, dann aber auch im Monat April vorgekommen. Von 217 Cyclonen weiß man, daß sie am Nachmittag sich eingefunden haben; dann 1 im frühen Morgenrauen, 1 nach Sonnenuntergang, 2 zur Mittagszeit, 13 am Abende und nur 7 zur Nachtzeit. Die meisten sind zwischen 5 und 6 Uhr Nachmittags, dann zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags und meistens bei schwüler Witterung vorgekommen. Westlich von der Sierra soll sich noch kein Cyclon gezeigt haben. Ortane pflegen gewöhnlich Nachmittags auszubrechen, und 4 Uhr ist ihre Lieblingsstunde. Sie bewegen sich von Südwest nach Nordost, besonders aber östlich vom 20. Grad nördl. Br. und ihre Linearbewegung beträgt gewöhnlich 30 bis 40 Meilen in der Stunde. Gro.

Projectirter Niagara-Canal. Der Ausschuß des Repräsentantenhauses für Mittel und Wege hat sich für den Payne'schen Antrag erklärt, auf Bundeskosten einen Schiffscanal um die Niagarafälle herum im Staate New-York zu erbauen.

Schutz den Alligatoren. Aus New-York wird gemeldet: In Blaquemines, einer kleinen Stadt in Louisiana, am rechten Ufer des Mississippi, zwischen Donaldsonville und Baton-Rouge, haben die Localbehörden beschlossen, auf das Tödtten von Alligatoren eine Strafe von 25 Dollars, respective Gefängnis zu setzen. Der Grund für diesen Schritt ist, daß die Alligatoren entschlossene Feinde der Bismarck sind, welche seit der beständigen Erlegung von Alligatoren sich rasch vermehrt und die Saaten ernstlich beschädigt hat.

Stufen des Popocatepetl. Depeschen aus Mexiko zufolge haben Beobachtungen ergeben, daß die Höhe des thätigen feuerpeisenden Berges Popocatepetl, die neuestens zu 5420 Meter angegeben wurde, sich, seitdem sie das letzte Mal gemessen wurde, um 900 Meter verringert hat. Es ist wol noch eine glaubwürdige Bestätigung dieser Nachricht abzuwarten.

Australien.

Die Broken Hill-Silbermine. Die zur australischen Colonie Neu-Süd-Wales gehörige Broken Hill-Silbermine, welche im September 1884 von Mr. Charles Knapp entdeckt und seit 1885 von einer Actiengesellschaft bearbeitet wird, zählt jetzt zu den reichsten Silberminen der Erde. Sie liegt an der Westgrenze der Colonie in einer sonst öden und unbewohnten Gegend in 35° 38' südl. Br. und 138° 12' östl. L. v. Gr. und ist seit 1888 mit der City of Adelaide, Colonie Südastralien, durch eine 481 Kilometer lange Eisenbahn verbunden. Die Mine ergab im Jahre 1889 einen Ertrag von 6,235,998 Unzen Silber, und seit 1886 der von 13,082,590 Unzen Silber und 53,075 Tonnen Blei im Totalwerthe von 2,910,205 Pfund Sterling. An Dividenben wurden bis Ende 1889 insgesammt 1,800,000 Pfund Sterling vertheilt. Die auf 20 Pfund Sterling lautenden Actien notiren jetzt über 100. Die Stadt Broken Hill, welche der Entdeckung dieser Mine ihr Dasein verdankt, wird bald, wie australische Berichte besagen, zu einer „Wunderstadt“ im fernen Westen der Colonie Neu-Süd-Wales emporsteigen. Sie breitet sich auf einer von niedrigen welligen Höhen umgebenen baumlosen Ebene aus, auf welcher sich nur niedriges Mulga- (Akazien-) Gestrüpp spärlich zeigt. Die Bevölkerung zählt bereits 16,000 und besteht meistens aus Bergleuten und anderen bei der Mine beschäftigten Personen. Da sie hohe Löhne bekommen und diese immer gern darauf geben lassen, so herrscht ein reges geschäftliches Leben. Es existiren nicht weniger als 60 Hotels und Gathäuser, darunter der dreistöckige Kaffeepalast mit über 100 Logirzimmern das bedeutendste. Die Stadt hat Gas- und elektrische Beleuchtung, besitzt mehrere Banken, Theater u. s. w. An offenem Wasser fehlt es. Zwei große, 10,000,000 Gallonen umfassende Reservoirs, in denen der Regen aufgefangen wird, sowie eine 13 Kilometer entfernte sumpfige Stelle im Stephens Creek versorgen die Stadt mit Wasser. 100 Gallonen ins Haus geliefert kosten drei Schilling und darüber, je nach Entfernung. Ackerbau wird gar nicht betrieben. Das Land wäre dazu schon geeignet, allein der jährliche Regenfall ist zu gering und auch zu unzuverlässig. Die zum Leben nöthigen Bodenerzeugnisse müssen daher sämmtlich importirt werden, meist aus der Colonie Südastralien. Greffrath.

Mißglückte Expedition nach der Melville-Insel. Im Januar d. J. unternahm eine aus zehn Weißen und vier nordaustralischen Eingeborenen vom Stamme der Larrakeyahs bestehende Gesellschaft auf der Dampfbarke „Maggie“ von Port Darwin aus eine Forschungsreise nach der durch die schmale Clarencestraße von Nordaustralien getrennten,

wenig bekannten Melville-Insel. Sie wollten die Fauna, die Flora und die Bodenverhältnisse dieser Insel näher kennen lernen. Gleich bei der Landung wurden sie von den wilden und blutdürstigen Eingeborenen angegriffen, und sie zogen sich, ohne eine weitere Landung zu versuchen, schleunigst auf die Barkasse zurück. Man hat vorgeschlagen, diesen Forschungsreisenden für ihre Bravour eine „Leberne“ Medaille zu verleihen. Gr.

Polargegenden und Ozeane.

Dr. Nansen's Nordpol-Expedition. Ueber die geplante Nordpol-Expedition des Dr. Nansen wird berichtet: Dr. Nansen beabsichtigt, daß seine Nordpol-Expedition im Februar 1892 ihren Anfang nehmen soll. Die Reise geht durch den Suezcanal nach der Beringstraße, wo man im Juni einzutreffen gedenkt. Dr. Nansen hat auf Aker's mechanischer Werkstatt in Norwegen eine Zeichnung zum Schiffe ausarbeiten lassen, welche als sehr zweckdienlich angesehen wird. Die Besatzung des Fahrzeuges wird aus höchstens 12 Mann bestehen, von denen drei im Besiz wissenschaftlicher Bildung sein müssen. Der Capitän Otto Sverdrup, welcher sich auch an der Grönland-Expedition betheiligte, hat es übernommen, das Schiff zu führen. Dieses soll 170 Bruttotonnen Tragfähigkeit besitzen und mit Kohlen und Proviant für fünf Jahre ausgerüstet werden.

Schwedische Expedition nach Spitzbergen. In der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm machte Professor Freiherr v. Nordenstiöld kürzlich die Mittheilung, daß in diesem Sommer eine schwedische Expedition nach Spitzbergen behufs wissenschaftlicher Forschungen abgehen werde. Theilnehmer sind die Naturforscher G. Nordenstiöld (ein Sohn des Professors), Klindowström und Boheman. Die Kosten der Expedition werden zum größten Theile von dem Freiherrn Oskar Dickson und dem Verlagsbuchhändler F. Beijer bestritten.

Berühmte Geographen, Naturforscher und Reisende.

Freiherr Georg v. Schleinitz.

Neben dem berühmten Reisenden und Naturforscher Dr. Otto Finsch ist es wol der auch in weiteren Kreisen bekannte kaiserlich deutsche Viceadmiral a. D. Freiherr Georg v. Schleinitz gewesen, der sich um die nähere Erforschung des deutschen Kaiser Wilhelms-Landes auf Neu-Guinea die schätzenswertheften Verdienste erworben hat. Für viele Leser der „Mundschau“ dürfte daher der Lebensgang dieses deutschen Seemannes und Forschers von Interesse sein.

Er wurde als der Sohn des damaligen Oberregierungsrates, späteren Oberpräsidenten von Schlesien, Freiherrn Hans v. Schleinitz, zu Bromberg am 17. Juni 1834 geboren. Seine Erziehung erfolgte theils hier, theils in Koblenz, wohin der Vater als Vicepräsident versetzt wurde, um später als Regierungspräsident nach Bromberg zurückzukehren. Auf dem Gymnasium letzterer Stadt erhielt Georg v. Schleinitz zur Hauptfache nach auch seine Schulbildung. Dort erwuchs ihm, angeregt durch einige zur See gegangene Mitschüler und als Folge wiederholten tagelangen Umherfahrens auf den ausgedehnten Landseen der Güter eines Onkels, der gewöhnlich während der Ferienzeit besucht wurde, die Neigung zum Seemannsberuf.

Die Aussicht für Errichtung einer deutschen Marine im Jahre 1848 bewog die Eltern, die Zustimmung für diesen Beruf zu ertheilen. G. v. Schleinitz verließ demzufolge das Gymnasium seiner Vaterstadt, um Privatunterricht in neueren Sprachen, Mathematik und anderen für das Seefach wichtigen Lehrgegenständen zu erhalten; da aber eine Einstellung von Cadetten in die Kriegsmarine einweilen noch nicht in Aussicht stand, entschloß er sich, als Halbmann auf einem preußischen Kauffahrer in Swinemünde anfangs Juli 1849 einzutreten. Mit diesem Schiffe nun segelte der junge Halbmann nach Danzig, woselbst Holzladung für Gnalaud eingenommen wurde, machte aber die Reise nach letzterem Lande nicht mit, weil eine Mittheilung von Seiten der Marinebehörde erfolgte, daß die Einberufung als Marinecadet in Bände bevorstände. Sie erfolgte thatsächlich im December 1849.

Die preußische Marine bestand im letztgenannten Jahre aus einer Anzahl in Stralsund stationirter Kanonenboote, der Corvette „Amazone“ und dem eisernen Raddampfer „Preussischer Adler“. Die „Amazone“, als Kriegsschiff gebaut, wurde für die Erziehung der Marinecadetten verwendet, deren 1849/50 einige 30 eingestellt und nach einer viermonatlichen Vorbereitung auf einer in Stettin errichteten Marineschule im Mai 1850 auf der „Amazone“ unter Commando des früheren dänischen Marinecapitäns Donner auf eine Kreuzfahrt in die Däsee geschickt wurden. Um das damalige einzige eigentliche Kriegsschiff, die „Amazone“, nicht den heimischen Gewässern zu entziehen und doch den Cadetten Gelegenheit zur see-

männlichen Ausbildung in anderen Meeren zu geben, wurde in demselben Jahr das Bollschiff „Mercur“ von der preussischen Seehandlung angekauft, um nach erfolgter Einrichtung als Kriegsschiff und Armirung mit den Seecadetten eine einjährige Uebungsreise in den Atlantischen Ocean zu machen, wobei England, Madeira, Teneriffa, mehrere Häfen an der südamerikanischen Küste, Sanct Helena, Ascension u. a. m. besucht wurden.

Es folgten dann jedes Jahr für v. Schleinitz längere oder kürzere Seereisen nach Schweden, Norwegen, Frankreich, England, Westindien, Nord- und Südamerika, West- und Südafrika, dem Mittelländischen Meere, Holländisch-Indien, China, Japan und Siam, welche Fahrten auf den bereits genannten und den inzwischen zur preussischen Marine hinzugetretenen Kriegsschiffen Gefion, Danzig, Hela, Thetis und Arcona zurückgelegt wurden. Von den vielen Reisen, die Georg v. Schleinitz nach fremden Ländern und Meeren unternahm, sind namentlich die folgenden hervorzuheben: eine zweijährige Reise der Fregatte „Gefion“ und der Corvette „Amazone“ unter dem Commando des früheren holländischen Seefofficiers, des Commodore Schröder, nach dem Atlantic und Mittelmeer (1852 bis 1854); eine solche der Corvetten „Danzig“ und „Amazone“ unter Leitung des Prinzen Albalbert von Preußen nach der West- und Nordküste Afrikas, dem Schwarzen Meer zc. (1856 Gefecht bei Tres Forcas gegen africanische Nippiraten) und endlich die dreijährige erste Expedition, die Preußen 1859 bis 1862 mit den Schiffen „Arcona“, „Thetis“, „Fronenlob“ und „Elbe“ unter dem späteren Minister des Innern, Grafen Eulenburg, behufs Abschlusses von Handelsverträgen mit Japan, China und Siam ansandte. Alle diese Reisen boten Georg v. Schleinitz oft und reichlich Gelegenheit, noch wenig bekannte Gegenden und Völkerschaften des Genaueren kennen zu lernen. Namentlich bei der letzterwähnten ostasiatischen Expedition war dies der Fall, wo der Geschwaderchef den damaligen Lieutenant zur See Freiherrn v. Schleinitz zum Flaggenlieutenant gewählt hatte und diese Stellung ihn mehr mit dem Lande und fremden Völkerschaften in Verbindung brachte, als dies gewöhnlich bei Seereisen der Fall zu sein pflegt.

In den zwischen einzelnen der Reisen gelegenen Wintern besuchte v. Schleinitz die Marineschule und legte die verschiedenen vorgeschriebenen Prüfungen ab; erst nach Rückkehr von der ostasiatischen Expedition nahm er einen längeren Zeit währenden Aufenthalt am Lande, indem er im December 1862 durch allerhöchste Cabinetsordre als Adjutant des damaligen Präses des Marineministeriums, General v. Nieben, in diese Behörde berufen wurde, um in derselben, unterbrochen von einigen Commandos und Seereisen, bis zum Jahre 1886 theils als Decernent und Abtheilungsvorstand, theils als Chef des hydrographischen Amtes zu wirken. In diesen Stellungen war es ihm vergönnt, thätigen Antheil an der Reorganisation der Marine zu nehmen. Sowol der erste Flottengründungsplan (im Auftrage des Kriegs- und Marineministers v. Roon bearbeitet), wie die Mehrzahl aller organisatorischen und militärischen Reglements der damaligen Periode entstammte seiner Initiative und seiner Feder. In dieselbe Zeit fielen unter anderen ein Commando nach Dänemark zur Berichterstattung über die dortigen Seefreitkräfte, Küstenvertheidigungen und Marineeinrichtungen; eine Reise nach Frankreich zur Besichtigung der französischen Marine in Begleitung des Kriegs- und Marineministers v. Roon; eine Fahrt nach England, Holland und Rußland behufs Berichterstattung über die bezüglichen Marinen und Leistungen von Privatshipfsbauwerken und endlich mehrere kürzere oder längere Einschliffungen. Von diesen seien erwähnt die als Commandant S. M. S. „Arcona“ zur Bewohnung der Eröffnung des Suezcanaals im Jahre 1869 unternommene Fahrt, an die sich eine Reise nach Westindien, Süd- und Nordamerika, ferner eine solche als Commandant deselben Schiffes zur Bewohnung der Krönung des Königs von Schweden und Norwegen in Drontheim 1873 anschloß.

1874 bis 1876 leitete Georg v. Schleinitz die berühmte wissenschaftliche Expedition um die Erde mit S. M. S. „Gazelle“. Letztere Expedition war ursprünglich nur geplant, um auf der im südindischen Ocean gelegenen Inselgruppe Kerguelen den im December 1874 stattfindenden Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe mit Hilfe einer Anzahl Astronomen zu beobachten. Auf den vom Freiherrn v. Schleinitz in Verbindung mit dem damaligen Hydrographen der Admiralität, Professor Neumayer, gestellten Antrag wurden aber die Ziele dieser Expedition sehr viel weiter gesteckt: es sollte namentlich das Netz von Tiefmessungen um die Erde vervollständigt werden, welches die amerikanische Fregatte „Tuscarora“ und die englische Corvette „Challenger“ begonnen hatten, respective letzteres Schiff noch im Begriff war auszuführen. Da zur Erfüllung dieser Aufgaben die Officiere der „Gazelle“ einige wissenschaftliche Belehungen ohnedies erhalten mußten und bei dem Interesse, welches sie dafür an den Tag legten, wurden allmählich alle Zweige der beobachtenden Naturwissenschaften in den Forschungsplan hineingezogen, so daß schließlich eine durchaus wissenschaftliche Expedition zustande kam, ohne irgend welche thätige Betheriligung von Fachgelehrten, mit Ausnahme derjenigen Astronomen, welche das Venus-Phänomen in Kerguelen zu beobachten hatten, und des Arztes dieser Expedition, der Zoologe war und dem auf Antrag

des Freiherrn v. Schleinig gestattet wurde, die ganze Reise in Diensten des Schiffes mitzumachen.

Es wurden, abgesehen von den astronomischen, auf folgenden Gebieten Untersuchungen, beziehungsweise Sammlungen angeestellt: 1. Oceanographie (Messung der Meerestiefe bis über 25.000 Fuß, der Temperatur und des Salzgehalts des Meeres an der Oberfläche, am Meeresboden und in den Zwischenschichten; Durchsichtigkeit des Meerwassers; Gezeitenbeobachtungen; Bestimmung der Meeresströmungen in Richtung und Stärke an der Oberfläche und in verschiedenen Tiefenschichten); 2. Hydrographie und Geographie (Vermessung vieler, noch ganz unbekannter Küstenstrecken und Inseln; Entdeckung und Feststellung von Gebirgen, Flüssen, Seen, Gletschern u. dgl. m.); 3. Meteorologie; 4. Magnetismus der Erde; 5. Schwerkraft der Erde durch Pendelbeobachtungen; 6. Zoologie (Thier-



Freiherr Georg v. Schleinig.

welt des Meeres, der Küsten und des Festlandes); 7. Geologie (Proben des Meeresbodens und auf dem Festlande); 8. Botanik (Pflanzenwelt des Meeres und des Landes); 9. Ethnographie.

Die Ergebnisse der übrigens ohne Aufwand von besonderen Geldmitteln durchgeführten Expedition fanden in allen wissenschaftlichen Kreisen hohe Anerkennung. Das über dieselbe in Bearbeitung begriffene interessante Werk ist zur Zeit in Berlin im Erscheinen.

Nach Rückkehr von dieser denkwürdigen Forschungsreise übernahm Freiherr v. Schleinig das hydrographische Amt der Admiralität, das einer Neuerrichtung behufs höherer Leistungsfähigkeit auf dem etwas vernachlässigten Gebiete der maritimen Geographie und Nautik unterzogen wurde. In dieser Stellung und als Mitglied und Vorsitzender von Gesellschaften mit geographischen Zielen wurde ihm auch Gelegenheit, auf dem Gebiete der Colonisation nützlich und vorbereitend zu wirken.

Im Jahre 1855 zum Officier, 1864 zum Capitänlieutenant, 1868 zum Corvettencapitän, 1874 zum Capitän zur See und 1883 zum Contreadmiral befördert, wurde ihm von Seiner

Majestät dem deutschen Kaiser der wegen Invalidität von ihm erbetene Abschied unter Ernennung zum Viceadmiral im Februar 1886 gewährt.

Einige Zeit später nahm v. Schleinig den ihm mit Genehmigung des Reichskanzlers Fürsten Bismarck angebotenen Posten eines Landeshauptmannes des Schutzgebietes der Neu-Guineacompanie im Stillen Ocean an, den er von März 1886 ab zwei Jahre bekleidete, wobei er die Verwaltung der Compagnie in jenem ausgedehnten Gebiete unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen einrichtete. Bei den vielen Recognoscirungsfahrten an den betreffenden Küsten wurden von ihm zahlreiche Baien, Häfen, Inseln, Flüsse u. a. m. entdeckt und viele hundert Seemeilen der noch sehr wenig bekannten Küsten von Kaiser Wilhelmsland, Bismarck-Archipel 2c. vermessend und kartographirt.

Nach Rückkehr von der Gazellereise wurde Freiherr v. Schleinig von der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin einige Jahre über zum stellvertretenden und 1894 zum ersten Vorsitzenden, desgleichen von der deutsch-afrikanischen Gesellschaft zum Vorsitzenden und von vielen geographischen, handelsgeographischen und Colonialvereinen zum Ehrenmitgliede erwählt. Seit 1882 gehörte er auch als zweiter Vorsitzender der deutschen Polarcommission an, welche meteorologische Polarexpeditionen nach dem Norden und Süden entsandte; desgleichen bekleidete er mehrere Nebenämter im Reichsdienste, als Mitglied der kaiserlichen Seeschiffahrtcommission, des kaiserlichen Oberseeamtes, des Centraldirectoriums der Vermessungen im preussischen Staate.

Seine literarische Thätigkeit erstreckt sich — abgesehen von den militärisch-dienstlichen Schriften — auf mannigfache Abhandlungen nautisch-physikalischer und hydrographischer, meteorologischer, geographischer, handelsgeographischer und ethnographischer Natur, sowie auf Küstenaufnahmen und Beschreibungen, welche in den Fachorganen des hydrographischen Amtes, in den Nachrichten über Kaiser Wilhelmsland, in dem dem deutschen Reichstage vorgelegten Weißbuch über die deutschen Interessen in der Südsee und in den Abhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, beziehungsweise in den Organen anderer wissenschaftlicher Gesellschaften, denen er oft Vorträge hielt, abgedruckt worden sind.

Breslau.

Adolf Mießler.

Geographische Nekrologie. Todesfälle.

Oberst Sir Henry Yule.¹

Am vorletzten Tage des alten Jahres starb Oberst Yule, ein Verlust, den die Geographen aller Länder betrauern werden. Er war am 1. Mai 1820 in Inveresk bei Edinburg geboren und sowol sein Vater als seine zwei Brüder hatten in Indien gedient. Nachdem Yule die „Hochschule“ in Edinburg und die Schule von Addiscombe besucht hatte, trat er in das bengalische Ingenieurcorps ein und kam 1840, im ersten afghanischen Kriege, nach Indien, woselbst er zunächst bei Canalbauten beschäftigt war; in den Feldzügen im Satladsch und Pandschab erwarb er sich dann die Medaillen von 1846 und 1848.

Beim Ausbruch des Krieges mit Barma 1852 ward Yule nach Arakan gesandt, um die Grenze zwischen dieser Provinz und Oberbarma aufzunehmen. Hier wurde Oberst Yule auf ihn aufmerksam, und als dieser 1855 an der Spitze einer Sendung nach Ava ging, begleitete ihn Yule als Secretär. Sein Bericht über diese Sendung wurde zuerst 1855 officiell in Calcutta veröffentlicht, dann zwei Jahre später in populärerer Form, nach seinen eigenen Skizzen illustriert. Diese erste größere schriftstellerische Leistung zeigte schon seine bedeutende Begabung: tiefe Forschung, übersichtliche Gruppierung, außerordentliche Genauigkeit und Beobachtung der Einzelheiten.

Vordem hatte Yule bereits ein Werk über Fortification, sowie einige wissenschaftliche und geographische Aufsätze für das Journal der asiatischen Gesellschaft in Bengalen geschrieben. Während des indischen Aufstandes hatte Yule die Pflicht, die Eisenbahnverbindung im Gangesthal aufrecht zu erhalten. Von 1858 bis 1862 war er Regierungssecretär im Departement der öffentlichen Arbeiten und gewann in dieser Zeit die Freundschaft Lord Ganning's, welche ihm eine glänzende Laufbahn eröffnet hätte; verschiedene Umstände veranlaßten jedoch Yule, seine Demission einzureichen und nach Europa zurückzukehren. Im Jahre 1863 erhielt er den Bathorden; 1864 besuchte er Sicilien. Schon einige Jahre zuvor hatte er Noten zu einigen alten italienischen Reisewerken geschrieben; im Jahre 1864 gab er für die Hakluytgesellschaft die von Bruder Jordanus beschriebenen Wunder heraus, und im Jahre 1866 ein zweibändiges Werk, „Cathay und der Weg dahin,“ eine Sammlung mittelalterlicher

¹ Vgl. „The Scottish Geographical Magazine“. Vol. VI. Nr. 2, S. 93 bis 98.

Notizen über die Geographie von Asien mit einem einleitenden Essay über den Verkehr zwischen China und den westlichen Nationen vor Entdeckung des Seeweges. Dieses wichtige und werthvolle Werk eröffnete ein neues Feld der Forschung und des Interesses in Regionen, die seit Jahrhunderten ein versiegeltes Buch gewesen waren. Noch bedeutender war jedoch seine Ausgabe des „Buches von Ser Marco Polo“. Hierzu hatte Nule die öffentlichen Bibliotheken von London, Paris, Florenz und besonders Venedig selbst besucht, um das Material zu ergänzen, dessen Kern die Sammlungen von Palermo bildeten. Die Veröffentlichung von Marco Polo im Jahre 1870 erhob Nule sofort unter die bedeutendsten Geographen der Gegenwart und erwarb ihm viele Freunde in den Reihen derselben. Von diesen schätzte er besonders Christoforo Negri, den Gründer und ersten Präsidenten der Geographischen Gesellschaft von Italien, und dessen Schüler Guglielmo Berchet, sowie auch Baron Richthofen.



Oberst Sir Henry Yule.

Von Seiten Negri's wurde dem Werke Nule's die erste öffentliche Anerkennung zu Theil, durch die goldene Medaille der italienischen Gesellschaft. In England erwarb es ihm die Stifter-Medaille der königlichen Geographischen Gesellschaft und die vollste Anerkennung von Seiten der bedeutendsten Fachmänner. Mr. Key Glas, auf dem Wege von China nach Rußland über die weisliche Mongolei, sowie die Mitglieder von Sir Douglas Forsyth's Expedition bei der Durchforschung von Ostturkestan und dem Hochlande von Pamir bedienten sich desselben als Handbuch; Robert Shaw, Colborne Barber und andere Reisende zogen ebenfalls großen Nutzen aus diesem Werke Nule's.

Hier mag auch seiner Schrift über die Regionen des oberen Orus (im Journal der Londoner Geographischen Gesellschaft 1872) Erwähnung geschehen, in welcher er einen Irrthum Klaproth's berichtigt. Unter seinen kleineren Werken aus dieser Zeit finden sich die Einleitungen zu der englischen Uebersetzung von Brichewalski's „Mongolei“, Wood's „Reise nach der Quelle des Orus“ und Capitan Gill's „Goldsandfluß“. Auch lieferte er eine Anzahl Artikel zur 9. Auflage der „Encyclopaedia Britannica“. Im Jahre 1875 nahm Nule einen lebenslänglichen Sitz im Rathe von Indien an und leistete in demselben durch 14 Jahre schätzens-

werthe Dienste. Von 1877 an bis zu seinem Tode war er Präsident der Daklyhtgesellschaft und bot als solcher bei Herausgabe ihrer Publicationen unschätzbaren Beistand; so bei Emschoten's Reise und Sir W. Hedges' Tagebuch, zu welchem letzterem er noch zwei Supplementbände mit Notizen über die frühere Geschichte der ostindischen Compagnie anfügte.

Auch unternahm Yule, im Verein mit Arthur Burnell, ein anglo-indisches Glossar, unter dem Titel „Hobson-Jobson“, aber durch den vorzeitigen Tod seines Mitarbeiters fiel fast die ganze Arbeit ihm zu.

Er war nebst dem obenangeführten noch Präsident und Vicepräsident mehrerer anderer gelehrter Gesellschaften. Seine Herzengüte zeigte sich in der bereitwilligen Hilfe die er allen Mitarbeitern auf seinem Felde bot, und obgleich ein strenger Beurtheiler, ward er nie bitter oder that absichtlich jemandem wehe.

Umgeben von Bildern seiner Freunde und von seinen Büchern, empfing Oberst Yule seine Freunde bis zuletzt und sandte noch acht Stunden vor seinem Tode eine dankende lateinische Antwort an die französische Akademie, die ihn zum correspondirenden Mitgliede ernannt hatte.

Von Yule's selbständigen Werken seien genannt: „Fortification für Officiere der Armee und für das Studium der Kriegsgeschichte“ (1851); „Bericht über die Sendung nach Ava im Jahre 1855“ (einschließlich Mr. Digham's geologischen Berichtes) (1856); „Erzählung der Sendung nach Ava im Jahre 1855“ (1857); „Skizzen von Java“. Eine Vorlesung, gehalten bei der Zusammenkunft der Bethunegesellschaft, Calcutta 13. Februar 1862; „Die Wunder, welche Bruder Jordanus beschreibt“ (1863); „Cathay und der Weg dahin“ (1866); „Das Buch des Ser Marco Polo, des Venetianers“ (1870, zweite Auflage); „Hobson-Jobson, ein Glossar anglo-indischer Worte und Phrasen der Umgangssprache und verwandter Ausdrücke“ (1886); „Das Tagebuch von Sir William Hedges“ (3 Bde., 1887 bis 1889). Außerdem sind von Yule zahlreiche Aufsätze in Zeitschriften Englands und Indiens erschienen.

Todesfälle. Capitän Alexander Tolmer starb am 7. März 1890 im Alter von 74 Jahren auf seiner Villa Belle-Vue unweit Adelaide, Colonie Südaustralien. Geboren in England verlebte er seine erste Jugendzeit in Frankreich, erhielt dann seine Schulbildung in Maidstone, trat nach manchen Abenteuern in die britische Legion in Portugal zu Gunsten der Donna Maria gegen Don Miguel, und trat im Jahre 1840 in Adelaide ein. Hier wurde er zum Polizeinspector und zum Adjutant of Cavalry ernannt, und machte in dieser Stellung viele Excursionen in das damals noch gänzlich unbekanntere Innere der jungen Colonie. Im Jahre 1847 stellte er eine Ueberlandroute zwischen Südaustralien und den östlichen Colonien her, und vom Jahre 1851 ab leitete er mit großer Bravour die Goldescorte von den Goldfeldern in Victoria nach Adelaide. An der sandigen Küste des südöstlichen Südaustralien entdeckte er die faserreiche Pflanze *Lepidosperma gladiata* und wies nach, daß sie ein ausgezeichnetes Material für Papierbereitung bilde. Jetzt werden daraus alljährlich hunderte von Tonnen Papier in Melbourne angefertigt. Greffrath.

Der französische Resident in Gran Bassam, Treiche-Laplene, bekannt durch seine Reise am oberen Niger zur Aufsuchung des Capitän Binger, ist in den ersten Tagen des März 1890 im Alter von 27 Jahren gestorben.

Der französische Senator Charton, Mitglied des Instituts, ist vor kurzem im Alter von 82 Jahren zu Paris gestorben. Er leitete den „Tour du Monde“ seit seiner Begründung und hat diese geographische Zeitschrift zu einer der angesehensten Publicationen gemacht.

Dr. P. de Voer, Professor der Botanik an der Universität Groningen, ist Mitte April im 49. Lebensjahre gestorben.

Geographische und verwandte Vereine.

Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Die Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte wird ihre 63. Versammlung vom 15. bis 20. September 1890 in Bremen abhalten. Bekanntlich hat die im Jahre 1822 gegründete Gesellschaft im vorigen Jahre in Heidelberg neue Statuten angenommen, nach welchen dieselbe „eigenen Besitz und eigenes Vermögen erwerben kann“; sie hat ferner die Rechte einer juristischen Person in Sachsen erworben und ihren Sitz nach Leipzig verlegt. Die Arbeit für die Jahresversammlungen tragen nicht mehr wie früher die Geschäftsführer der jeweiligen Versammlung, sondern, soweit es die Vorbereitungen betrifft, mehr oder weniger alle Mitglieder des Vorstandes. Zu letzterem gehören gegenwärtig Geheimer Rath Professor A. W. v. Hofmann-Berlin (Vorsitzender), Professor His-Leipzig (stellvertretender Vorsitzender), Geheimer Rath v. Bergmann-Berlin, Professor Herz-Bonn, Geheimer Rath Leuckart-Leipzig, Geheimer Rath Victor Meyer-Göttingen, Geheimer Rath Quincke-Heidelberg, Geheimer Regierungsrath Siemens-Berlin, Geheimer Rath Virchow-Berlin, Dr. S. Plesker-Bremen, Professor Buchenau-Bremen,

Generalsecretär Lassar-Berlin. Die Vorbereitungen für die diesjährige Versammlung werden in Bremen bereits rüstig betrieben. Die nöthigen Sectionen, 32 an der Zahl, wurden bereits gebildet und die einführenden Vorsitzenden und Schriftführer derselben ernannt.

K. k. Geographische Gesellschaft in Wien. In der Wiener Geographischen Gesellschaft hielt am 22. April d. J. Dr. Robert Schram einen Vortrag über „Stundenmeridiane und Zonenzeit“. Derselbe skizzirte die neuesten Fortschritte dieser wichtigen Frage, hob hervor, daß seine Namensvorschlüge für die 24 Zonen sowohl in England als auch in Amerika und Belgien lebhaften Anklang fanden, und schloß gegenüber den neuerlich aufgetauchten, theils unwissenschaftlichen, theils particularistisch-europäischen Namensvorschlügen für die einzuführende Adriazeit mit dem Wunsche, Oesterreich-Ungarn, welches zuerst in Europa an die Einführung der Zonenzeit geht, möge auch zuerst in der Welt dieselbe consequent benennen.

Königliche Geographische Gesellschaft in London. Zu Ehren Stanley's veranstaltete die Geographische Gesellschaft zu London am 5. Mai d. J. eine Festversammlung in der Alberthalle, welche glänzend verlief. Nach einer Ansprache des Präsidenten der Gesellschaft, Sir M. G. Grant-Duff, hielt Stanley eine Vorlesung über die Ergründungen seiner Expedition auf geographischem Gebiete. Er hob damit an, in Bezug auf den Aruwimi-Wald darauf hinzuweisen, daß die Welt heute sich um 10.000.000.000 Bäume reicher wisse als zuvor; sie wisse ferner, daß unerschöpfliche Mengen von Gummi und mancherlei Nüssen vorhanden seien; daß die Schiffahrt zur Erreichung dieser Schätze offen stehe, und daß Millionen von Menschen auf der niedrigsten Stufe der Gestattung innerhalb jenes ausgedehnten Waldes mit der Zeit finden werden, sie besitzen in jenen Nahrungsproducten etwas von unendlich größerem Werthe als das Fleisch ihrer Mitmenschen. Mit einem Aufwande von einigen 1000 Pfund Sterling seien 400 Männer, Frauen und Kinder aus der Sklaverei errettet, 290 Personen seien ihrer Heimath in Aegypten zurückgegeben, „ein Ex-Gouverneur sei aus einem dauernden Zustande von Unmöglichkeiten“ dem Dienste einer befreundeten Nation gerettet, ein braver italienischer Forschungsreisender sei seinem Vaterlande und ein griechischer Kaufmann seiner Familie wieder zugeführt worden. Die geographischen Kenntnisse seien wesentlich erweitert; der Aruwimi-Fluß sei jetzt fast in seinem ganzen Lauf bekannt; der Nil sei bis zu seiner thatsächlichen Quelle verfolgt. Die hohen Mondberge, von denen man schon zu Zeiten Homers gewußt, seien erforscht. Die besten Theile Afrikas seien durchzogen und bis auf unsere Zeit beschrieben. Es sei seine Lieberhebung, wenn er behauptete, daß jede Meile, durch welche seine Expedition gezogen sei, in künftigen Tagen dazu dienen werde, britischen Handel auszudehnen und britischen Unternehmungsgeist anzuspornen. Der Prinz von Wales überreichte Stanley die ihm von der Geographischen Gesellschaft verliehene außerordentliche goldene Medaille, während die Officiere Stanley's dieselbe Medaille in Bronze erhielten. — Schon in ihrer Sitzung vom 14. April hatte die Gesellschaft Emin Pascha die goldene Medaille für die großen Dienste zuerkannt, welche er der Geographie geleistet hat.

Schwedische Gesellschaft für Anthropologie und Erdkunde. Die schwedische Gesellschaft für Anthropologie und Erdkunde in Stockholm hielt am 24. April d. J. zur Erinnerung an die vor zehn Jahren erfolgte Rückkehr der „Vega“ von ihrer Polar- und Erdumsegelungsfahrt eine feierliche Sitzung ab, welcher auch der König Oskar, sowie die Prinzen Karl und Eugen beiwohnten. Der Präsident, Commandeurcapitän Palander, welcher seinerzeit an der Erdumsegelung der „Vega“ theilgenommen hat, eröffnete die Sitzung und hob in warmen Worten die Verdienste Emin Pascha's um die wissenschaftliche Erforschung Afrikas hervor. Er verkündete den Beschluß der Gesellschaft, Emin Pascha als ihre höchste Anerkennung die goldene „Vega“-Medaille zu verleihen.

Vom Büchertisch.

Von der Capstadt ins Land der Maschukulumb. Reisen im südlichen Afrika in den Jahren 1883—1887 von Dr. Emil Holub. Mit 205 Original-Holzschritten und 2 Karten. 2 Bände. Wien 1890. Alfred Hölder, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler. (XIV 560 und XIV, 564 S.) Vollständig in 36 Lieferungen à 30 kr.

Das Werk, in welchem der kühne und unermüdete Afrikaforscher Dr. Holub über seine letzte große südafrikanische Reise berichtet, liegt nun vollendet vor. Mit gespannter Aufmerksamkeit haben alle die spärlichen Nachrichten, welche von seiner abenteuerlichen und gefährvollen Expedition nach Europa drangen, verfolgt und sich zugleich eine Vorstellung von den Beschwerden einer solchen Reise zu machen versucht. Aber die Wirklichkeit, wie sie uns Dr. Holub in seinem umfangreichen Werke schildert, stellt alle diese Phantasiegebilde in den Schatten. Es war in der That seine Reise vom Anfang bis zum Ende eine ununterbrochene Reihe von Kämpfen mit Schwierigkeiten, Entbehrungen und Gefahren aller Art und der Umstand, daß Dr. Holub's Gemahlin in bewundernswerther

Weise eine Teilnehmerin an dieser Expedition war, kann nur unser Interesse an der letzteren erhöhen. Von der Capstadt nahmen die Reisenden ihren Weg über Goleßberg nach dem Orange-Freistaat, den sie über Fauresmith und Borchhof durchquerten, um die südafrikanische Republik zu erreichen. Von dort wandten sie sich in das Land der Bamangwato und trafen im August 1885 in Schofchong ein. Ende September waren sie in Dafa und einige Tage später in Panda-ma-tenka in der Nähe der Victoriafälle des Zambesi, denen auch ein längerer Besuch abgestattet wurde. Die Monate Februar und März des Jahres 1886 verbrachten die Reisenden in der sumpfigen Niederung des Tschobe, um hierauf abermals in Panda-ma-tenka die Reise in das Gebiet nördlich vom Zambesi vorzubereiten, welche sie am 24. Mai antraten. Von Gazungula aus gelangten sie in das Reich der Barotse oder Mambunda. In das Gebiet der Matoka- oder Batokastämme eindringend, kam die Expedition über Monquimbo und Moponde zu den am Luenge, einem linken Nebenflusse des Zambesi, wohnenden Maschukulumbe, welche sich den Reisenden gegenüber als feindselig und verrätherisch erwiesen; dazu verlor Dr. Holub die Mehrzahl seiner Träger durch die Flucht. Am 2. August 1886 wurden die Reisenden von den Maschukulumbe überfallen, konnten sich aber noch durch die Flucht, die sich unter unsäglichen Beschwerden vollzog, nach dem Süden retten. Durch die Matokagebiete suchten sie den Zambesi zu erreichen. Sie gingen durch das malerische Thal des Makalaka-Inguisi (vgl. die Abbildung S. 392); bei Mosinkobo trafen sie auf die Route, die sie früher nach dem Norden eingeschlagen hatten. Drei Monate brachten sie hierauf an der Tschobemündung zu, um sich zu erholen, schließlich zogen sie über Schofchong nach Kimberley in den Diamantengebieten. — Das Werk Dr. Holub's ist aber nicht bloß eine ungemein interessante Reiseschilderung, sondern reich an dem verschiedensten naturwissenschaftlichen und ethnographischen Material von großem Werthe. Thier- und Pflanzenleben, klimatische und geographische Verhältnisse, die so mannigfache Bewohnererschaft der durchmessenen Gebiete, Krankheitsformen bei Menschen und Thieren, die politischen Verhältnisse u. s. w., all das findet bei Holub mehr oder weniger eingehende, sachgemäße und unparteiische Erörterung, so daß sein Buch eine werthvolle Bereicherung der Literatur über Südafrika bildet. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß auch die Ausstattung desselben eine vorzügliche und daß namentlich die zahlreichen Abbildungen ebenso schön als naturgetreu sind (vgl. auch die Abbildung S. 393).

Karte der Ostalpen in neun Blättern. Maßstab 1:250.000. Bearbeitet unter Mitwirkung des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereines von Ludwig Ravenstein. Blatt I: Karte der Bayerischen und Algäuer-Alpen. Verlag der geographischen Anstalt von L. Ravenstein in Frankfurt a. M. Preis aufgezogen 6 Mark, unaufgezogen 5 Mark.

Wir haben schon wiederholt Gelegenheit genommen, auf Ravenstein's namentlich für touristische Zwecke so vorzügliche Karte der Ostalpen empfehlend aufmerksam zu machen (vgl. „Rundschau“ VII, S. 144 und IX, S. 580). Das vor kurzem erschienene Blatt I stellt in gleich klarer und übersichtlicher Weise nicht nur die Algäuer und Bayerischen Kalkalpen, sondern auch das ganze Alpenvorland bis 48° 16' nördl. Br. dar, so daß auch Ammer- und Würmsee, sowie München aufgenommen erscheinen. Auch der größte Theil des Bodensees findet sich auf diesem Blatte.

Eingegangene Bücher, Karten etc.

Im wilden Westen. Eine Künstlerfahrt durch die Prairien und Felsengebirge der Union von Rudolf Cronau. Mit einem Farbenbilde, 7 Lichtdrucken und zahlreichen Textillustrationen nach Originalzeichnungen des Verfassers u. A. Braunschweig 1890. Verlag von Oskar Hübbecke.

Henry M. Stanley's Reise durch den dunklen Erdtheil. Nach Stanley's Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Dr. Berthold Volz. Fünfte Auflage. Mit 54 Abbildungen und einer Karte, Leipzig 1890. F. A. Brockhaus. 5 Mark, gebunden 6 Mark 50 Pfennige.

Bibliothek deutwürdiger Forschungsreisen, herausgegeben von C. Falkenhof. Stuttgart. „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft. Vollständig in 36 Lieferungen à 40 Pfennige. Erste bis dritte Lieferung.

Schluß der Redaction: 22. Mai 1890.

Herausgeber: A. Carlsson's Verlag in Wien.

Verantwortlicher Redacteur: Eugen Marx in Wien.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.